

Inhaltsverzeichnis

<u>Inhaltsverzeichnis</u>	1
<u>Einleitung</u>	3
<u>I. Der Begriff Freundschaft</u>	7
1.1 Problemdarstellung der Freundschaftsdefinition.....	7
1.2 Definitionen von Freundschaft.....	9
1.3 Funktionen von Freundschaft.....	13
1.4 Freundschaft im Hinblick auf Alter und soziale Schicht.....	15
<u>II. Theorien zur Erklärung von Geschlechtsungleichheiten</u>	16
2.1 Patriarchat und Androzentrismus.....	16
2.1.1 Jüdisch-Christliche Theologie.....	17
2.1.2 Griechische Philosophie.....	18
2.1.3 Theoretische Verfechter im 19. Jahrhundert.....	18
2.2 Geschlechterdualismus.....	21
2.3 Erklärungsmodell der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung.....	23
2.4 Theorien der Entstehung von Geschlechtsunterschieden.....	25
2.4.1 Biologische Sichtweise.....	25
2.4.2 Soziologische Sichtweise.....	27
2.4.3 Psychologische Sichtweise.....	29
<u>III. Freundschaft im Kontext der Geschlechterrollen in der Gesellschaft</u>	33
3.1 Freundschaft als Männerdomäne und Abwertung der Frauenfreundschaft...34	
3.2 Traditionelles Modell von Männer- und Frauenfreundschaften	35
3.3 Traditionelle Geschlechterrollen	37
<u>IV. Freundschaft im Wandel</u>	41
4.1 Frauenbewegungen und Emanzipation der Frau.....	41
4.2 Sozialer Wandel und Wandel der Geschlechterrollen.....	43
4.3 Zwischenresümee.....	48
<u>V. Modell von Männer- und Frauenfreundschaften heute</u>	49
5.1 Männerfreundschaften.....	49
5.1.1 Das einsame Geschlecht?.....	49
5.1.2 Gemeinsam etwas unternehmen.....	52

5.1.3 Intimität und Vertrauen in der Männerfreundschaft.....	55
5.1.4 Konflikte in Männerfreundschaften.....	58
5.2 Frauenfreundschaften.....	59
5.2.1 Eine Gefährtin fürs Leben	60
5.2.2 „Frauengespräche“.....	61
5.2.3 Intimität und Vertrauen in der Frauenfreundschaft.....	62
5.2.4 Konflikte in Frauenfreundschaften.....	64
5.3 Vergleich von Männer- und Frauenfreundschaften.....	68

VI. Ursachen für Unterschiede zwischen Männer- und Frauenfreundschaften **70**

6.1 Intimität	70
6.2 Vertrauen.....	71
6.3 Intimität und Vertrauen in Männer- und Frauenfreundschaften.....	72
6.4 Barrieren.....	74
6.4.1 Verlust der Intimität.....	74
6.4.2 Wettbewerb.....	75
6.4.3 Emotionalität.....	77
6.4.4 Homophobie.....	78
6.5 Geschlechterstereotype	81
6.6 Geschlechtsspezifische Sozialisation.....	82
6.6.1 Einfluss der Eltern.....	83
6.6.2 Einfluss von Peergroups und Kinderfreundschaft.....	84

VII. Exkurs: Gegengeschlechtliche Freundschaft **85**

7.1 Soziale Einschränkungen.....	86
7.2 Asymmetrie.....	89

VIII. Schluss und Ausblick **92**

Literaturverzeichnis **99**

Einleitung

1. Persönliches Interesse

Es ist mir wichtig, mit meiner Diplomarbeit ein Thema zu bearbeiten, das sowohl konkreten Bezug zur Lebenswirklichkeit von Menschen, als auch potentielle gesellschaftliche Relevanz besitzt. Da ich mich im Studium mit Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse auseinandergesetzt habe, stand fest, dass das Thema meiner Diplomarbeit in diesem Bereich liegen sollte.

Wahrscheinlich gibt es kaum einen Begriff, der in der Gesellschaft so bekannt und existent ist, wie der Begriff der Freundschaft. Sie ist so allgegenwärtig und der Großteil der Menschen hat Freunde.

In der Antike spielte Freundschaft schon eine große Rolle und verschiedene Philosophen dieser Epoche haben sich mit ihr beschäftigt, u. a. Aristoteles und Cicero.

Auch im 18. Jahrhundert, der Epoche der Romantik, wurde der Freundschaft eine große Bedeutung beigemessen.

Im Zuge der Individualisierungsschübe des letzten Jahrhunderts, den damit zusammenhängenden neuen Unsicherheiten und dem Verlust der traditionellen Bindungen bekommt die Freundschaft wieder eine neue Bedeutung.

Freundschaft ist ein breit gefächertes Phänomen mit vielen Gesichtern und Facetten. Sie ist nicht nur ein Phänomen zwischen Menschen, sondern ist auch in Bezug auf die Gesellschaft und auf die sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnisse zu betrachten.

Was brachte mich nun dazu, die gleichgeschlechtliche Freundschaft, also die Freundschaften zwischen Männern und die Freundschaften zwischen Frauen einer genaueren Untersuchung zu unterziehen?

Bei der Recherche zu diesem Thema bin ich auf eine Konstruktion eines Modells der gleichgeschlechtlichen Freundschaft gestoßen, das von der Dominanz der Männerfreundschaft geprägt ist. In Gesellschaften vergangener Epochen herrschte anscheinend die Ansicht, dass nur Männer zu wahrer Freundschaft fähig seien. Freundschaften zwischen Frauen wurden abgewertet.

Frauenfreundschaften gab es meines Erachtens schon immer und waren für die Beteiligten wichtig, wahrscheinlich wurde ihnen aber die gesellschaftliche Anerkennung nicht zuteil.

Diese Abwertung der Frauenfreundschaften kommt einer generellen Abwertung der Frauen gleich. Die Geschlechter werden hier aufgeteilt und bekommen einen unterschiedlichen Status zugeordnet.

Wenn man unterstellt, dass die traditionellen Geschlechterrollen in der Gesellschaft zu einer solchen Abwertung von Frauen geführt haben, dann gibt das den Anstoß, Frauen- und Männerfreundschaft im Kontext der Geschlechterrollen in der Gesellschaft zu untersuchen.

Hier ist ein interessanter Ansatzpunkt, denn die traditionellen Geschlechterrollen unterliegen einem Wandel, bedingt durch gesellschaftliche Veränderungsprozesse.

Man könnte hier einen Zusammenhang postulieren zwischen sozialem Wandel und dem damit einhergehendem Wandel der Geschlechterrollen und der Veränderung des Modells von gleichgeschlechtlichen Freundschaften.

2. Erläuterung des Themas

Diese Arbeit soll einen Überblick über Männer- und Frauenfreundschaften und deren Stand der Forschung in der Literatur bieten. Herauszufinden, welches Modell von Männer- und Frauenfreundschaften in der heutigen Literatur vorherrscht, gilt mein Interesse.

In diesem Rahmen soll deutlich werden, ob sich die traditionelle These der wahren Männerfreundschaft und der Unfähigkeit der Frauen zu Freundschaft bewahrheitet.

Diese These möchte ich vor dem Hintergrund traditioneller Geschlechterrollen und deren Wandel untersuchen.

Wenn sich die Geschlechterrollen gewandelt haben, müsste auch ein Wandel des traditionellen Modells der Männer- und Frauenfreundschaften zu bemerken sein.

Den Vergleich der Geschlechter in dem heute vorherrschenden Modell von Männer- und Frauenfreundschaften möchte ich des Weiteren dafür nutzen, um Unterschiede zwischen Männern und Frauen und Geschlechterstereotype in der Gesellschaft darzustellen, falls diese hier zum Ausdruck kommen.

Ich erhoffe mir von der Arbeit, dass in der Gesellschaft bestehende Geschlechterrollen und Geschlechterstereotype am Beispiel der gleichgeschlechtlichen Freundschaft gut erklärt werden können.

Die untersuchungsleitende Hauptfrage ist also:

In welchem Zusammenhang stehen das traditionelle und moderne Modell von gleichgeschlechtlicher Freundschaft mit den Geschlechterrollen in der Gesellschaft?

Und worin unterscheiden sich Männer- und Frauenfreundschaften?

3. Arbeitsplan

Um diese Fragen beantworten zu können, werde ich wie folgt vorgehen.

Der erste Teil der Arbeit beschäftigt sich mit den Geschlechterrollen in der Gesellschaft und deren Einfluss auf Männer- und Frauenfreundschaften.

Im zweiten Teil wird genauer auf das Modell der Männer- und Frauenfreundschaften eingegangen, das heute besteht, um Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu zeigen.

Im *ersten Kapitel* möchte ich den Leser einleitend mit dem Begriff Freundschaft bekannt machen, seine Komplexität veranschaulichen und einige Definitionen nennen, weil der Begriff so vielschichtig ist und man mit ihm nur arbeiten kann, wenn er genau definiert ist. Dann sollen auch die Funktionen von Freundschaft für das Individuum in der heutigen Gesellschaft zur Sprache kommen, um die Relevanz von Freundschaft zu veranschaulichen. Des Weiteren sollen noch einige allgemeine Aussagen über Freundschaft im Zusammenhang mit Alter und sozialer Schicht gemacht werden.

Bei der Abwertung der Frauenfreundschaft, die eingangs beschrieben wurde, liegt eine Ungleichheit zwischen den Geschlechtern vor, die mit unterschiedlichem Status verbunden ist. Das *zweite Kapitel* dient dem Erklärungsversuch, wie diese Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern entstanden sind. Dazu werden verschiedene Theorien und Konzepte herangezogen. Die Entstehung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern soll zeitgeschichtlich und theoretisch eingeordnet werden.

Des Weiteren sollen interdisziplinäre Ansichten dargestellt werden, die die Entstehung von geschlechtsspezifischem Verhalten und der Geschlechtsrollenübernahme erklären.

Das *dritte Kapitel* soll diese Abwertung der Frauenfreundschaft genauer darstellen. Außerdem werden traditionelle Geschlechterrollen, in deren Rahmen diese Abwertung stattfand,

beschrieben und erklärt. So soll ein Eindruck des lebensweltlichen Kontextes der Menschen einer Gesellschaft entstehen, in der die Frau neben dem Mann abgewertet wurde.

In der Einleitung habe ich erwähnt, dass ich, bedingt durch den sozialen Wandel auch einen Wandel der Geschlechterrollen und somit des Modells der Männer- und Frauenfreundschaften vermute. Auf diesen Wandel der Geschlechterrollen und die verschiedenen beeinflussenden Strömungen soll im *Kapitel vier* genauer eingegangen werden.

Im *fünften Kapitel* wird das Modell von Männer- und Frauenfreundschaften, das in der heutigen modernen Zeit besteht, einer genaueren Untersuchung unterzogen. Dadurch und durch einen Vergleich der Männer- und Frauenfreundschaften soll überprüft werden, ob sich die Veränderung der Geschlechterrollen auf Männer- und Frauenfreundschaften auswirkt.

Des weiteren soll dieses Kapitel dazu dienen Männer und Frauen zu vergleichen im Hinblick auf Geschlechterstereotype und ihre Wirkungen in Freundschaften.

Das *sechste Kapitel* dient der Erklärung der Unterschiede zwischen den Geschlechtern im heutigen Freundschaftsmodell. Dabei soll deutlich werden, welche Aspekte geschlechtsspezifisch die Qualität von Männer- und Frauenfreundschaften beeinflussen können.

Kapitel sieben bietet einen Exkurs zu der gegengeschlechtlichen Freundschaft, da ich denke, dass auch interessant ist, welche Rolle die Freundschaft zwischen Männern und Frauen im Zusammenhang mit der traditionellen These der einzig wahren Männerfreundschaft und der Unfähigkeit der Frauen zu wahrer Freundschaft spielt.

Das *achte Kapitel* soll eine Zusammenfassung beinhalten und einen Ausblick auf mögliche Entwicklungen hinsichtlich der Geschlechterrollen und Männer- und Frauenfreundschaft.

*Ein Freund ist ein Mensch, vor dem man laut denken kann.
(Ralph Waldo Emerson, 1803-1882)*

I. Der Begriff Freundschaft

Einleitend soll mit dem Begriff Freundschaft vertraut gemacht werden.

1.1 Problemdarstellung der Freundschaftsdefinition

Als soziologische Kategorie ist Freundschaft noch nicht so in das Zentrum der Aufmerksamkeit gelangt, wie sie es eigentlich verdient hätte. Es gibt Soziologen, die sich mit Freundschaft beschäftigt haben, aber oft nur am Rande ihrer Arbeiten (vgl. u. a. TÖNNIES orig. 1887, 1926; SIMMEL orig. 1908, 1983¹; VON WIESE orig. 1924, 1955; KRACAUER orig. 1917, 1971).

Die meiste Beachtung findet Freundschaft in der Sozialpsychologie. In diesem Abschnitt sollen die Probleme der Begriffsbestimmung aufgeführt werden, um die Vernachlässigung der Kategorie Freundschaft in der Soziologie verständlich zu machen und die Komplexität des Begriffes Freundschaft zu veranschaulichen.

Es besteht eine große Bandbreite von Freundschaftsdefinitionen, was auf die Komplexität des Begriffes zurückzuführen ist.

Interpersonal und interkulturell herrscht ein unterschiedliches Verständnis von Freundschaft (vgl. u.a. HAYS 1988; TENBRUCK 1990; AUHAGEN 1993; NÖTZOLDT-LINDEN 1994).

Die individuell verschiedene Wahrnehmung von Freundschaft belegt NÖTZOLDT-LINDEN (1994: 24) mit einer Studie zur Erwachsenenfreundschaft, in der geprüft wurde, ob die im Interview angegebenen „besten“ oder „engen“ Freunde umgekehrt ihre Beziehung zu der jeweiligen Person genauso eingestuft haben. Das erstaunliche Ergebnis war, dass vierundsechzig Prozent der Befragten die Erstinterviewten nicht einmal erwähnten. Darauf angesprochen sagten sie, dass die Beziehung zu denjenigen

¹ Simmel hat das Konzept der „differenzierten Freundschaft“ entworfen. Darauf soll aber in dieser Arbeit nicht näher eingegangen werden, da er sich nicht auf die Geschlechter bezieht.

Personen, von denen sie als „beste“ oder „enge“ Freunde benannt wurden, keine Freundschaftsbeziehung wäre.

Das Ergebnis weist darauf hin, dass große Diskrepanzen in der Wahrnehmung und dem Erleben von Freundschaft bei Individuen herrschen.

Die Autoren stimmen darin überein, dass es verschiedene Freundschaftstypen in verschiedenen Kulturen gibt, die sich zudem noch nach Geschlechtern, Alter und Stand unterscheiden.

In Amerika z. B. scheint der Begriff „friend“ ein allgemeinerer Titel zu sein, als in Europa (vgl. AUHAGEN 1991: 5).

Diese unterschiedlichen Auffassungen der Bedeutung von Freundschaft bringen forschungstechnische Probleme mit sich.

Auf einer Tagung des Veranstalters PROJEKTVERBUND „FREUNDSCHAFT UND VERWANDTSCHAFT“ im Februar 2004 in Halle/Saale wurden die Probleme der Begriffsbestimmung von Freundschaft folgendermaßen kategorisiert:

„...der empirische Befund, dass die Gesellschaft selbst eine sehr unspezifische Semantik der Freundschaft pflegt: Befragungen haben gezeigt, dass der Begriff der Freundschaft auf höchst unterschiedliche Beziehungen angewandt wird und die Bezeichnung 'Freund' häufig als eine Art Residualkategorie verwendet wird ('just friends'), so dass eine Abgrenzung zu 'Bekanntem' zunehmend schwer fällt. Entsprechend schwierig gestaltet sich eine Operationalisierung des Phänomens in der empirischen Forschung, die sich häufig eher an der methodischen Erfassbarkeit (Kontakthäufigkeit, Hilfeleistung, Gesprächsthemen, emotionale Nähe) orientiert, als an einem stringentem theoretischem Konzept, das insbesondere die kontextuelle Einbettung der Freundschaftsbeziehung betonen müsste.“²

Die Operationalisierung des Begriffes ist schwierig und aus diesem Grund widmen sich Forscher meist nur bestimmten Teilgebieten des Phänomens.

HAYS (1988: 391) führt Aspekte auf, nach denen die Freundschaftsdefinitionen variieren. Er nennt Lebenszyklus, soziokulturellen Hintergrund, die verschiedenen Geschlechter und die verschiedenen Entwicklungsstände der jeweiligen Freundschaften.

² Der Projektverbund beschäftigt sich seit Juli 2002 mit diesem von der Volkswagenstiftung finanzierten Forschungsprojekt über die Struktur und Bedeutung von Verwandtschaft und Freundschaft aus soziologischer, historischer, ethnologischer und biologischer Perspektive, initiiert durch die These, dass in einer modernen, komplexen und flexiblen Gesellschaft Freundschaft die eigentlich angemessene Form persönlicher Beziehungen darstelle, während familiäre Beziehungen einen Bedeutungsverlust erleiden.

Vgl. Rexroth, Frank u.a.: Verwandtschaft und Freundschaft. Begriffsbildung und methodische Zugänge in den verschiedenen Wissenschaften.

<http://www.eth.mpg.de/events/pdf/1076500287-03.pdf>; S. 6, Stand: 12.02.2004

Ein Freund könne ganz vieles sein.: Ein „Kumpel“, mit dem man Federball spielt, eine intimer Vertrauter, mit dem man seine privaten Gedanken und Gefühle teilt, jemand der in einem anderen Land lebt und mit dem man einmal im Jahr Briefe tauscht, oder jemand den man alle paar Tage mal trifft.

Als Fazit zu dem Definitionsproblem von Freundschaft sagt er:

„The protean quality of friendships presents a definitional Problem for investigators that has impeded the development of a coherent body of knowledge on friendship.“ (Ders. 1988: 391).

Das Definitionsproblem wirkt also einer einheitlichen Forschung entgegen. Freundschaft ist zu komplex, um in einer einzigen Definition vollständig erfasst werden zu können.

AUHAGEN (1993: 14) bemerkt, dass eines der wichtigsten Merkmale der Freundschaft ist, dass sie so wenig inhaltliche Vorgaben an ihre Beteiligten macht, und ob es somit überhaupt sinnvoll erscheint, Freundschaft definieren zu wollen.

Diese Tatsachen führten zu verschiedenen Definitionen für Freundschaft und damit auch dazu, dass sie in der Soziologie eine vernachlässigte Kategorie ist (vgl. NÖTZOLDT-LINDEN 1994).

Eine Schwierigkeit, die sich aus dem Facettenreichtum von Freundschaft und dem Definitionsproblem für eine einheitliche Forschung ergeben, ist zum Beispiel die Möglichkeit des eventuellen Ausschlusses bestimmter Freundschaftsformen von einer Untersuchung durch festgelegte Definitionen.

Anders ausgedrückt: Möchte ein Forscher Konflikte zwischen Freundespaaren untersuchen, könnte es sein, dass er z. B. gegengeschlechtliche Freundespaare ausschließt, weil er sie in seiner Definition nicht berücksichtigt hat.

1.2 Definitionen von Freundschaft

Die Komplexität der Freundschaft führt dazu, dass verschiedene Definitionen entwickelt wurden, die alle für sich den Anspruch erheben, die wichtigsten Dimensionen von Freundschaft zu erfassen. In diesem Abschnitt sollen einige dieser Definitionen chronologisch geordnet dargeboten werden, damit mit dem Freundschaftsbegriff vertraut gemacht wird und die große Bandbreite von Freundschaftsdefinitionen deutlich wird.

Es besteht dabei kein Anliegen, eine wissenschaftlich fundierte Definition von Freundschaft zu entwickeln und darzubieten, sondern als Grundlage für diese Arbeit soll ein Verständnis entstehen, was Freundschaft ist und bedeutet. Die grundsätzlichen Charakteristika von Freundschaft sollen gezeigt werden.

Freundschaft ist zwar komplex, aber bei den verschiedenen Definitionen finden sich doch eindeutige Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen darüber, was Freundschaft bedeutet.

In der Antike spielte Freundschaft schon eine große Rolle und verschiedene Philosophen dieser Epoche haben sich mit ihr beschäftigt, u. a. ARISTOTELES und CICERO. ARISTOTELES (1956: 170 f.) betonte in seiner „Nikomachischen Ethik“ drei Motive, Freundschaft einzugehen: Freundschaft um des Wesens Willen, des Nutzens Willen und der Lust Willen. Für ihn ist Freundschaft eine eigenständige Sozialbeziehung, die in der Gemeinschaft höchst notwendig und nicht mit anderen Bindungen identisch ist.

Er betont die Wichtigkeit der Gleichheit der Beteiligten, dass gemeinsames Aufwachsen und Gleichaltrigkeit großen Einfluss auf Freundschaft habe.: *„Vollkommene Freundschaft von trefflichen Charakteren, die gleich sind.“* (Ders. 1956: 174). Treffliche seien einander gut, nützlich und angenehm.

„Freundschaft hat Werte und Lust zum Ziel und beruht auf Wesensgleichheit.“ (Ders. 1956: 174).

Der Soziologe TÖNNIES stimmt in dem Aspekt der Gleichheit als Basis für Freundschaft mit Aristoteles überein.:

„...am ehesten gegeben durch Gleichheit oder Ähnlichkeit des Berufes oder der Kunst.“ (Ders. Orig. 1887, 1926: 15).

Er vertritt die Meinung, dass die Arbeit einander verbinde und Freundschaften entstehen lasse, und sie ein geistiges Band der Beteiligten bewirke. Freundschaft ist, laut TÖNNIES mentaler Natur und beruht auf Zufall oder freier Wahl.

KRACAUER (orig. 1917, 1971: 46 f.) beschreibt Freundschaft als das engste geistige Verhältnis, das die loseren Beziehungen der Kameradschaft, Fachgenossenschaft und Bekanntschaft mit einfasst. Er beschreibt die wahrhafte Freundschaft, die für ihn in der Pflege ähnlicher Gesinnungen besteht und gemeinsame Entwicklungen voraussetze. Es müsse eine Übereinstimmung in den Idealen und im Welt- und Menschenbegreifen vorhanden sein. Freundschaft ist bei ihm auch durch den Wachstum mit- und durcheinander geprägt.

„Während ich überall sonst genötigt bin, mich in tausenden Lebenskreisen zu zersplittern, hier ein Stückchen zu nehmen, dort ein Quentchen zu geben, darf ich ihm so gesammelt und umfänglich nahen, wie ich bin und wie ich mich fühle. Meine Existenz ist ihm voll gegenwärtig, er kennt mein Verhältnis zu den Menschen, und versteht, warum ich so und nicht anders handeln muss, denn noch zu dem widersprechendsten Tun hat er die inneren Verbindungsfäden in Händen.“ (Ders. Orig. 1917, 1971: 47).

Für BELL beinhaltet Freundschaft folgende Aspekte:

„...friends must be seen as equals by one another. (...) friendship is seen as voluntaristic and highly personal (...) the development of friendship is based on private negotiations and is not imposed through cultural values or norms.“ (Ders. 1981: 10).

Demzufolge sieht er auch die Gleichheit als wichtigen Aspekt in Freundschaften. Freundschaft sei freiwillig und persönlich, und die Entwicklung von Freundschaft basiere auf privaten Verhandlungen und wird nicht von kulturellen Werten oder Normen beeinflusst.

Im „Wörterbuch der Soziologie“ wird Freundschaft von HILLMANN beschrieben als:

„...soziologisch schillernder Begriff für eine besonders persönlich gefärbte Form direkter sozialer Beziehungen, die – ohne spezifische Rollenverpflichtung – freiwillig und auf längere, nicht fixierte Dauer eingegangen wird.“ (Ders. 1982: 224).

In Abgrenzung zu anderen sozialen Beziehungen erläutern ARGYLE & HENDERSON (1986: 80 f.) Freundschaft als eine Form der menschlichen Beziehungen, die nicht, wie die Ehe, durch eine Zeremonie begründet sei und auch nicht, wie zwischen Arbeitskollegen oder Verwandten, abhängig von irgendwelchen Rollenbezügen. Freundschaft umschlieÙe Menschen, die einander mögen und gern gemeinsam bestimmte Dinge unternehmen. Des Weiteren sei Freundschaft freiwillig und ohne klar umrissene Regeln.

Für HAYS (1988: 391) ist Freundschaft ein flexibler, dynamischer und multidimensionaler Prozess, dessen Struktur und Funktionen je nach beteiligten Individuen, dem Umfeld und dem Entwicklungsstand der Freundschaft variieren.

Damit versucht er die Komplexität des Begriffes mit in die Definition einzubeziehen.

Eine Definition von AUHAGEN lautet:

„...eine dyadische, persönliche und informelle Sozialbeziehung (...) die Existenz der Freundschaft beruht auf Gegenseitigkeit. (...) Freundschaft besitzt für jeden der Freundinnen/Freunde einen Wert, welcher unterschiedlich starkes Gewicht haben und aus verschiedenen inhaltlichen Elementen zusammengesetzt sein kann.“ (Dies. 1993: 207).

Sie versucht dann eine genauere Explikation durch Erläuterung der verwendeten Begriffe.

NÖTZOLDT-LINDEN definiert Freundschaft als

„...eine auf freiwilliger Gegenseitigkeit basierende dyadische, persönliche Beziehung zwischen nicht verwandten, gleichgeschlechtlichen Erwachsenen in einer Zeitspanne.“ (Dies. 1994: 29).

Damit hat sie eine sehr allgemeine Definition entwickelt, die allumfassend ist, aber z. B. gegengeschlechtliche Freundschaft ausschließt.

WINSTEAD, DERLEGA & ROSE erklären Freundschaft folgendermaßen: „...*friendship is a voluntary relationship, it is not shaped by laws or regulations. Consequently, a friendship has no formal ending.*“ (Dies. 1997: 111).

Sie sehen Freundschaft ebenfalls als freiwillige Beziehung und betonen auch die Unabhängigkeit von Freundschaft von Gesetzen oder Regeln. Freundschaft habe kein formales Ende.

Diese aufgeführten Definitionen von Freundschaften unterscheiden sich, indem verschiedene Aspekte der Freundschaft berücksichtigt und einbezogen werden, bzw. außer acht gelassen werden. Jedoch sind die Autoren sich in bestimmten Punkten weitgehend einig.:

Freundschaft ist eine persönliche Beziehung, die auf Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit beruht und für eine unbestimmte Dauer eingegangen wird. Sie ist nicht an bestimmte Rollenerwartungen gebunden, und wird nicht von Gesetzen oder Regeln bestimmt. Einige Autoren betonen die Relevanz der Gleichheit oder Ähnlichkeit der Beteiligten.

Da in dieser Arbeit die „wahre“ Freundschaft vordergründig ist, bezogen auf den Ausdruck „die einzig wahre Freundschaft“, sollen auch Autoren zur Sprache kommen, die diese Unterteilung berücksichtigen. ARGYLE & HENDERSON (1986) bemerken, dass „enge“ Freunde oft Gegenstand der Forschung sind, dass diese aber weniger zahlreich sind. „Enge“ Freundschaft bedeutet laut Aussage der Autoren, dass dort eher über persönlichere Themen gesprochen wird, mehr Hilfe geleistet wird, die Beteiligten sich ungezwungener fühlen können, und das Gefühl haben mehr sie selbst sein zu können, als in nicht so „engen“ Freundschaften (vgl. Dies. 1986: 84).

Für VALTIN & FATKE sind „gute“ und „beste“ Freunde „*diejenigen, mit denen man – unabhängig von der Regelmäßigkeit oder Häufigkeit des Zusammentreffens – intime Gedanken und Gefühle austauscht und durch eine ganz besondere emotionale Qualität verbunden*“ ist (Dies. 1997: 30).

Darüber hinaus erhöht nach BELL (1981: 403) Intimität und Enge zwischen den Freunden den gegenseitigen Wert der Freunde und das Vertrauen in die Freundschaft.

Intimität ist anscheinend ein zentraler Bestandteil von Freundschaft zwischen „engen“ Freunden. Es ist schwierig „enge“ mit „wahrer“ Freundschaft gleichzusetzen, da dies eher einem subjektiven Empfinden näher kommt, doch kann man wohl davon ausgehen, dass

„enge“ und „wahre“ Kategorien sind, die etwas vom Normalfall Gesteigertes bedeuten.

So soll für die weitere Arbeit Freundschaft heißen:

Eine auf Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit beruhende persönliche Beziehung von unbegrenzter Dauer, die durch Austausch intimer Gedanken und Gefühle, und ein hohes Maß an Vertrauen gekennzeichnet ist.

1.3 Funktionen von Freundschaft

Um zu zeigen, welche Relevanz Freundschaft für ein Individuum hat, werden nun einige wichtige Funktionen von Freundschaften erläutert.

Laut einer Umfrage von ARGYLE & HENDERSON (1986: 109) nach Quellen von Befriedigung in sozialen Beziehungen, thematisieren sie drei Hauptfunktionen von Freundschaft.:

1. Hilfe – materielle Hilfe oder Unterstützung bei Alltagsproblemen.

2. Sozialer Rückhalt – gilt als wichtigster Grund für Freundschaft und beinhaltet den schlichten Erfahrungsaustausch auf einer alltäglichen Ebene, um eine gemeinsame geistige Welt aufzubauen, Erlebnisse in Worte zu fassen und mit denen anderer zu vergleichen.

3. Gemeinsame Interessen – für gemeinsame Unternehmungen in der Freizeit, Vergnügen, Ausgelassenheit, Heiterkeit.

ARGYLE & HENDERSON (1986: 84) fragten auch, was einen Freund ausmacht und bekamen als Antworten, dass man diese Person mag und die Gesellschaft genießt, dass man mit ihr Interessen und Aktivitäten teilen kann, sie hilfreich und verständnisvoll ist, man ihr Vertrauen schenken kann, sich wohl fühlt mit ihr und von ihr emotionale Unterstützung bekommt (vgl. DUCK 1983: 26).

Als häufig aufgeführte und damit sehr wichtige Funktion von Freundschaft findet man in der Literatur, dass sie vor Einsamkeit und sozialer Isolation schützen kann. (vgl. VON WIESE 1956; DUCK 1983; ARGYLE & HENDERSON 1986; NÖTZOLDT-LINDEN 1994)

VON WIESE sieht den Hauptantrieb dafür, Freundschaften einzugehen überhaupt in der Angst davor allein zu sein. Wenn das Ich erkennt,

„...dass Eindrücke, Ahnungen und Wünsche und vor allem Befürchtungen, die es in bestimmten Augenblicken durchdringen, von der menschlichen Umgebung nicht geteilt werden, dass es wahrhaft

mutterseelenallein in einer daran unbeteiligten Welt steht.“ (Ders. 1956: 16).

So sieht VON WIESE in der Freundschaft eine Kraft, die die Einsamkeit schwächt und zugleich Raum für seelische Tiefe gewährt. NÖTZOLDT-LINDEN beschreibt die Bandbreite der Bedeutsamkeit von Freundschaft für das Individuum mit den Aspekten pragmatisch, sozial, personal und emotional. Ein Freund *„ist nicht nur ein unverbindlicher Begleiter, sondern sollte neben konkreter Unterstützung seelisch-moralischen Beistand leisten, vor Alleinsein schützen und sozialen Rückhalt bieten. Mit dem Freund sollte wechselseitiger persönlicher Austausch möglich sein und Zuneigung herrschen.“* (Dies. 1994: 24).

Freundschaft gilt als lebensnotwendig zur Aufrechterhaltung der physischen und psychischen Gesundheit (vgl. SCHINKEL 2003: 17; DUCK 1983).

Laut KRACAUER (orig. 1917, 1971: 53) fördert Freundschaft, wenn sie auf gegenseitiger verständnisvoller Anregung beruht, die Ich-Erweiterung. Geist, Triebe und Sinne der Beteiligten werden angeregt und können mit dem Freund ausgetauscht werden. Wenn dieses Freundschaftsverhältnis im Gleichgewicht ist, wirkt es für beide gebend und nehmend.

Der Psychologe BRANDES schreibt im Stern (4/2001), dass wer sich nicht öffnen kann, anfälliger ist für psychische Krankheiten, zu viel Alkohol trinkt, oder zu viele Medikamente nimmt. Also kann man schlussfolgern, dass Freundschaften, in denen die Beteiligten offen und ehrlich über ihre Probleme und andere Angelegenheiten reden und somit keine Probleme haben, sich vor ihrem Freund zu enthüllen, weniger anfällig für psychische Krankheiten und Abhängigkeit sind.

Es kann vermerkt werden, dass Freundschaft für den Einzelnen sehr wichtige psychische, aber auch physische Funktionen hat. In erster Linie dient Freundschaft dem Wohlbefinden der Freunde und wirkt sich positiv aus. Sie ist lebenswichtig, stärkt, bietet Möglichkeiten der Identitätsfindung und Orientierung und kann letztendlich auch durch schwere Zeiten helfen.

Als wichtigste Funktionen werden die Bewahrung vor Einsamkeit, die emotionale Unterstützung und gemeinsame Erlebnisse genannt. Diese Funktionen finden sich aber nicht ausschließlich in der Freundschaft wieder. Auch Bekanntschaften können sie teilweise erfüllen.

1.4 Freundschaft im Hinblick auf Alter und soziale Schicht

In Anlehnung an ARGYLE & HENDERSON (1986: 87 ff.) sollen noch einige allgemeine Aussagen zu Freundschaft gemacht werden.

Freundschaft gestaltet sich höchst unterschiedlich, je nach Alter und nach sozialer Schicht.

Die Menschen mit den meisten Freunden sind jung, im Alter zwischen 18 – 29 Jahren, Angehörige der Mittelschicht, alleinlebend und extrovertiert.

Die Zahl der Freunde wechselt in Abhängigkeit der Lebensstruktur stark. Verheiratete haben weniger Freunde, solange Kinder im Haus sind. Im Erwachsenenalter lassen Freundschaften nach.

Geschiedene, Verwitwete, Getrenntlebende haben mehr „enge“ Freunde. Junge Leute finden leicht neue „enge“ Freunde. Ältere Menschen haben dagegen mehr Schwierigkeiten, neue „enge“ Freunde zu finden, halten aber dafür Verbindung zu älteren Freundschaften.

Ähnlichkeit in Bezug auf Alter, soziale Schicht und ethnische Abstammung wird bei Freundschaften bevorzugt.

In Hinblick auf die soziale Schicht lassen sich deutliche Unterschiede in der Freundschaftsstruktur aufzeigen. ARGYLE & HENDERSON betonen, dass Mittelschichtangehörige in England mehr Freunde haben, die verschiedenartiger sind und in größerer Entfernung leben. In der Arbeiterschicht benutzen viele den Begriff „Freund“ gar nicht. Viele sagen, sie hätten keine Freunde. Frauen treffen mal die Nachbarin und „schauen vorbei“. Männer haben „Kumpel“ und treffen sich meist in einer Gruppe.

Männer und Frauen haben unterschiedliche Freunde, die sie nicht mit nach Hause einladen. Sie haben Freunde in einer jeweiligen spezifischen Umgebung, jeweils beim Sport, beim gemeinsamen Trinken oder bei der Arbeit.

Der Unterschied zwischen Arbeiterschicht und Mittelschicht bestehe darin, dass Freundschaft bei der ersteren an eine bestimmte Umgebung gebunden ist und bei der Mittelschicht sich auf das Zuhause ausweite (vgl. ARGYLE & HENDERSON 1986: 106 f.).

II. Theorien zur Erklärung von Geschlechtsungleichheiten

Nachdem der Freundschaftsbegriff erläutert wurde und nun eine Vorstellung davon besteht, um welche soziale Kategorie es sich in dieser Arbeit handelt, soll nun auf den zweiten Schwerpunkt eingegangen werden: die Geschlechterverhältnisse.

Ziel dieser Arbeit ist es, gleichgeschlechtliche Freundschaften im Kontext der Geschlechterrollen in der Gesellschaft zu untersuchen. Da bei Männer- und Frauenfreundschaften eine Aufteilung der Geschlechter vorgenommen wurde mit unterschiedlicher Statuszuweisung, muss man hier Geschlechtsunterschiede postulieren, die zu dieser Auffassung geführt haben. Dem männlichen Geschlecht wurde die Fähigkeit zu Freundschaft zugeordnet und dem weiblichen nicht.

Deshalb ist es wichtig im Vorhinein einige Konzepte und Theorien darzustellen, die den Anspruch haben, die Aufteilung der Geschlechter und Geschlechtsunterschiede zu erklären. Außerdem soll ein Verständnis dafür entstehen, in welchem zeitgeschichtlichen Kontext diese Unterscheidung zwischen den Geschlechtern liegt.

2.1 Patriarchat und Androzentrismus

An dieser Stelle soll das Konzept des Androzentrismus erläutert werden, da es das Entstehen von Unterschieden zwischen den Geschlechtern im Hinblick auf Abwertung eines Geschlechts vor dem anderen gut veranschaulicht.

Das Konzept des Androzentrismus wurde das erste Mal zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts erwähnt von PERKINS GILMAN in ihrem Buch mit dem Titel: „The Man Made World or Our Androcentric Culture“³.

Androzentrismus bedeutet demnach Mann-Zentriertheit. Der Mann und seine Erfahrungen werden zu einem neutralen Standard oder einer Norm für die Kultur. Frauen und ihre Erfahrungen werden dann gesehen als eine geschlechtsspezifische Abweichung von diesem universellen Standard des Mannes. Der Mann betrachtet die Welt aus seinen Augen und beschreibt sie aus einem egozentrischen (androzentrischen) Standpunkt aus. Er teilt die

³ Charlotte Perkins Gilman (1860-1935) war eine amerikanische sozialkritische Schriftstellerin. Sie war auch eine Vertreterin der „ersten“ Frauenbewegung. „The Man - made World or Our androcentric Culture“ wurde 1911 veröffentlicht.

Realität in „Selbst“ und „Anderes“, und alles was unter „Anderes“ fällt, definiert er in Beziehung zu seinem „Selbst“, die Frauen einbezogen.

Damit sieht sich der Mann als das Universelle auf der Welt, als den Standard und alles was davon abweicht als das „Andere“, als eine Abweichung.

Der Mann definiert alles in bezug zu sich und welche Funktionen etwas für ihn hat, nicht durch das, was es eigentlich selbst ist. So definiert der Mann auch die Frauen als etwas „Anderes“ und sieht ihre Beziehung zu ihm durch:

-Ihre Unterlegenheit als die universelle Norm, die er als natürlich repräsentiert sieht.

-Ihre häusliche und reproduktive Funktion in Familie und Haushalt, die von ihm geführt wird.

-Ihre Fähigkeit ihn zu stimulieren und sexuell zu befriedigen (vgl. LIPSITZ-BEM 1993: 46 f.).

Damit übereinstimmend erläutert eine freie Enzyklopädie Androzentrismus als die gesellschaftliche Fixierung auf den Mann oder das "Männliche". Die Wahrnehmung allen Lebens von einem „männlichen“ Standpunkt aus, so dass das „Männliche“ normal ist und das „Weibliche“ Zusatz, Ausnahme oder Sonderfall bedeutet.⁴

Androzentrische Gesellschaftsstrukturen sind typisch für die Gesellschaftsordnung des Patriarchats, das durch die Vorherrschaft von Männern geprägt ist. Im Patriarchat wird dem Prinzip des Männlichen große Bedeutung beigemessen.

Anhand des Androzentrismus wird die Männer-Dominanz von Freundschaft schlüssig. Der Mann würde demnach nur sich und seine Freundschaften zum eigenen Geschlecht als das Universelle ansehen, und den Frauen gar nicht die Fähigkeit zur Freundschaft zusprechen, da sie nur eine Abweichung von ihm selbst ist. Die Männerfreundschaft wäre demnach „normal“ und die Frauenfreundschaft ein Sonderfall oder Abweichung, also nichts eigenständiges.

LIPSITZ-BEM hat verschiedene kulturelle Diskurse untersucht, und das Konzept des Androzentrismus darin wieder gefunden.

2.1.1 Jüdisch-christliche Theologie

Diese Aspekte des Androzentrismus findet man schon in der biblischen Geschichte. Adam wurde nach Gottes Vorstellung kreiert. Eva ist die unterlegene Abweichung vom göttlichen Standard. Gott habe Eva als Hilfe für Adam erschaffen, und damit er nicht so allein sein müsse. Die Frau ist aus einem Knochen des Mannes erschaffen worden.

⁴ Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Androzentrismus>

Sie wurde als sexuelle Versuchung gesehen. Außerdem sei sie schwach und weniger als eine perfekte Annäherung an den männlichen Standard und Adam unterlegen. Es fehle ihr an Kraft, rationalen Fähigkeiten, Selbstkontrolle, Frömmigkeit und moralischer Strenge.

Die Frau ist demnach eine unterlegene Abweichung des männlichen Standards und nur dafür geschaffen worden, eine Hilfe für Adam zu sein.

In dieser Theologie wurde den Geschlechtern ihre ungleichen Naturen und Unterschiede von Gott gegeben (Dies. 1993: 47 f.).

2.1.2 Griechische Philosophie

Die alten Griechen haben viele kulturelle Fortschritte vollbracht. Sie hatten aber auch eine Tradition der Frauenfeindlichkeit, die das Denken über Frauen bis heute nährt.

Plato und Aristoteles als Vertreter dieser Zeit definierten Frauen folgendermaßen:

Die Frau ist die unterlegene Abweichung des männlichen Standards.

Die Frau ist die Untergebene in der Männer-dominierten Familie. Sie hat spezielle Funktionen, wie die Kinder aufzuziehen und verschiedene häusliche Tätigkeiten.

In dieser Philosophie wurden den Geschlechtern ihre Ungleichheit und Unterschiede von der Natur gegeben (Dies. 1993: 49 f.).

2.1.3 Theoretische Verfechter im 19. Jahrhundert

Einen nicht unerheblichen Beitrag zu der Bildung eines unterschiedlichen Geschlechterverständnisses haben amerikanische Wissenschaftler im 19. Jahrhundert geleistet. In dieser Zeit vertrat man noch die These, dass geschlechtsspezifisches Verhalten ausschließlich natürlich bedingt sei.

Im 19. Jahrhundert entstand eine Frauenrechtsbewegung in Amerika. Sie kämpften für Wahlrecht, gleiche Ausbildung wie die Männer und Teilnahme an der Öffentlichkeit, sowie das Recht, Hosen zu tragen.

Diese Bewegung der Frauen berührte die bestehende soziale Ordnung so sehr, dass biologische Theorien über die Unterschiede zwischen Mann und Frau intensiviert wurden, um die Frauen minderwertig darzustellen und somit das alte Muster zu bewahren. So sollten Geschlechterunterschiede, die den Mann von Natur gegeben als das Stärkere und die Frau als das schwächere Geschlecht darstellten, verhärtet und durch wissenschaftliche Erläuterungen glaubhaft gemacht werden.

Vertreter dieser Zeit waren CLARKE ⁵, SPENCER ⁶ und DARWIN ⁷.

Die Theorien dieser Männer besagten u. a., dass Bildung für Frauen gesundheitsschädlich sei, da sie alle Energie für ihre reproduktiven Organe benötigen würden. Außerdem hätte die Biologie die Klassen und Geschlechter geformt und die natürliche Arbeitsteilung bestimmt, die Frauen für den häuslichen und reproduktiven Bereich vorsieht und Männer für die materielle Versorgung der Familie. Diese Aufteilung sei somit unveränderbar. Sie wollten die Ansicht verfestigen, dass der Mann angesehenere Aufgaben habe, wie z. B. das Beschützen und Versorgen der Frau und des Nachwuchses (vgl. LIPSITZ-BEM 1993: 10 ff.).

Hier wird die Reduzierung der Frau auf die Reproduktion sehr deutlich. Damals wurde die Reproduktion als ein Argument gegen die Bildung der Frauen genutzt.

Hier könnte man argumentieren, dass der Mann sich bewusst war, welche wichtige Aufgabe die Frau mit der Reproduktion von der Natur bekommen hat, und dass er dabei keine Rolle spielt.

Um es mit HOLLSTEINS (1993: 56) Worten zu beschreiben, lässt die Fruchtbarkeit der Frau den Menschen leben und weiterleben. Die Frau kann gebären und damit den Fortbestand der Gemeinschaft sichern. Der Mann gibt zwar den Samen dazu, aber hinsichtlich der Leistung der Frau, die sie während der Schwangerschaft und Geburt erbringt, erscheint seine als zweitrangig und gering. Der Beitrag des Mannes zur Fortpflanzung ist momentan und flüchtig und danach bleibt er funktionslos zurück. Diese natürliche Minderheit, die Männer da fühlten, begannen sie durch andere Leistungen zu kompensieren.

Sie bauten Werkzeuge, zogen Zäune um Äcker und Herden, formulierten Gesetze und gründeten Herrschaft. Gegen die Natur der Frau entstand die Kultur der Männer.“ (Ders. 1993: 56).

Männer könnten Angst gehabt haben, dass die Frauen neben ihrer so wichtigen Aufgabe der Reproduktion auch noch in den männerdominierten Bereichen Einfluss erlangen könnten durch den Zugang zur Bildung.

Im europäischen Raum entwarf Freud um 1900 eine Theorie, die besagte, dass Männer und Frauen sich in der Kindheit psychologisch verschieden entwickeln.

⁵ Edward H. Clarke war ein englischer Medizinprofessor. 1873 wurde sein Buch "Sex in Education or A fair chance for girls" veröffentlicht.

⁶ Herbert Spencer (1820-1903) war ein britischer Philosoph und Soziologe. 1852 wurde "A theory of population deduced from the general law of animal fertility." veröffentlicht, 1873 "Psychology of the Sexes".

⁷ Charles Darwin (1809-1882) war englischer Wissenschaftler und Begründer der modernen Evolutionstheorie. 1859 erschien "The origin of species by means of natural selection".

Freud meinte, dass für Kinder die physiologische Geschlechter-Differenziertheit von dem Vorhandensein oder Fehlen von Männlichkeit abhängig ist.

Die weiblichen Genitalien wären die verstümmelte Version und ein ungenügender Ersatz des männlichen Genitals. Damit definierte er in androzentrischer Vorstellung die Frau als die unterlegene Abweichung des männlichen Standards.

Diese weibliche Unterlegenheit sei nicht nur auf den Körper begrenzt. Seine zweite Annahme mit androzentrischer Vorstellung basiert auf der Definition der weiblichen Sexualität, die auf den Mann gerichtet und passiv sei (vgl. CHODOROW 1985; LIPSITZ-BEM 1993: 56).

Durch diese Theorien mit androzentrischem Charakter, wollte die Wissenschaft verhindern, dass Frauen in Ihren Bereich eindringen und sie damit an Kompetenz verlieren könnten.

Unter anderem manifestierten sich diese androzentrischen Theorien im amerikanischen Recht des 18. Jahrhunderts.

Das besagte, dass die legale Identität der Frau in der ihres Ehemannes eingebettet ist. Außerdem war die Privatheit der Familie immun vor äußerer Einmischung. Damit war die Ehefrau ihrem Ehemann legal unterlegen und ausgeliefert. Ihre Existenz ist nach der Heirat sozusagen verloren gewesen, und sie wurde völlig isoliert in einer Familie, die Mann-dominiert war.

Mann-Zentriertheit nach dem androzentrischen Konzept fand man also schon in der Bibel und dem alten Griechenland bis ins 19. und 20. Jahrhundert. Später wollte man durch biologische und psychologische Theorien die Unantastbarkeit dieser Geschlechtshierarchie verhärten. Damit wurde den Menschen vermittelt, dass die Frau dem Mann unterlegen ist und der Mann der universelle Standard ist, von dem die Frau abweicht.

Das Konzept des Androzentrismus erläutert, dass die Welt aus dem Blickwinkel des Mannes definiert, und die Frau nur als Abweichung des Mannes gesehen wird. Die Aufteilung und Unterscheidung der Geschlechter erfolgte mit unterschiedlicher Statuszuweisung.

Durch diese Mann-Zentriertheit konnte auch die Freundschaft zwischen Männern als der Standard, und die der Frauen als Abweichung und deshalb nicht so wertvoll gesehen werden.

2.2 Geschlechterdualismus

Die Abwertung der Frauenfreundschaft beruht auf dem Geschlechterdualismus.

„Die Tatsache des Männlichen und Weiblichen. Mit ihr ist das Leben von seinem Grunde her in zwei Parteien gespalten, die jedem Menschen von seinem Ursprung her in irgendeinem Maße und Art einwohnen.“ (vgl. SIMMEL (orig. 1901-1908, 1992: 74). Er sieht in diesem Dualismus etwas Geschlossenes, aus dem keine Veränderung mehr hervorgeht und der unverändert besteht, so dass der Dualismus der Geschlechter in das Denken der Menschen projiziert wurde. Demnach gibt es zwei verschiedene Geschlechter, die zwei verschiedene Wesensmenschen beinhalten.

Geschlechterstereotype und Geschlechterrollen sind der Ausdruck für diese Aufteilung.

Geschlechterrollen sind nach der Ansicht von SCHMALZHAF-LARSEN (2004: 40) stark an die Vorstellung der hierarchisch organisierten Arbeitsteilung, die sich auf den Produktions- und Reproduktionsbereich bezieht, verbunden.

ECKES (1997: 57) definiert Geschlechterrollen als kulturell geteilte Erwartungen bezüglich des Verhaltens von Frauen und Männern. Es bestehen in der Gesellschaft Muster von Verhaltensweisen der Frauen und Männer, die als angemessen oder unangemessen betrachtet werden.

Geschlechterrollen sind also Verhaltenserwartungen oder Verhaltensvorschriften für das jeweilige Geschlecht, die beinhalten welche Verhaltensweisen in der Gesellschaft üblich oder anerkannt sind.

Geschlechterstereotype definiert ECKES als

„...kognitive Strukturen, die sozial geteiltes Wissen über die charakteristischen Merkmale von Frauen bzw. Männern enthalten.“ (Ders. 1997: 56).

KASTEN (2003: 29) erweitert diese Erklärung der Geschlechterstereotype dahingehend, dass dem Mann typisch „männliche“ und der Frau typisch „weibliche“ Eigenschaften zugeordnet werden, die meistens gegensätzlich sind. Diese Zuordnung von Eigenschaften leitet unsere Erwartungen und Handlungen bezogen auf „weibliche“ und „männliche“ Personen in konkreten sozialen Situationen.

Geschlechterrollenstereotype gelten als gesellschaftliche Vorstellungen über „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“. Sie sind die geschlechtstypischen Merkmale des Verhaltens der jeweiligen Geschlechterrolle.

RENDTORFF (2003: 26) bezeichnet Geschlechterstereotype sogar als wirkmächtige Organisationsprinzipien der Vorstellung von Welt und Natur.

Geschlechterstereotype und Geschlechterrolle sind also spezifische Erwartungen an das Verhalten der Geschlechter, basierend auf bestimmten Zuordnungen von geschlechtstypischen Eigenschaften, die dem Individuum als gesellschaftliche Vorlage dienen.

Die Geschlechterrollen sind Muster von geschlechtsbezogenen Verhaltensvorschriften, und die Geschlechterstereotypen sind die mit der jeweiligen Rolle verbundenen typischen Merkmale.

Das Geschlecht ist nur eine Zuschreibung der Gesellschaft.

In der wissenschaftlichen Literatur der letzten Jahrzehnte gibt es übereinstimmende Meinungen über die Geschlechterstereotype (vgl. u. a. ALLEMANN-TSCHOPP 1979; FELDMANN-NEUBERT 1991; ECKES 1997; KASTEN 2003).

Geschlechterstereotype lassen sich in zwei Kategorien unterteilen: Merkmale, die häufiger mit Frauen als mit Männern, und Merkmale, die häufiger mit Männern als mit Frauen in Verbindung gebracht werden.

Die erste Kategorie beinhaltet das kulturelle Frauenstereotyp. Dieses umfasst u.a. Merkmale wie abhängig, verständnisvoll, emotional, sanft, warmherzig, gesprächig, anlehnsbedürftig.

Die zweite Kategorie beinhaltet das kulturelle Männerstereotyp mit Merkmalen wie unabhängig, dominant, selbstsicher, ehrgeizig, zielstrebig, rational, willensstark (vgl. ECKES 1997: 57 f.).

KASTEN (2003: 30) beschreibt die Liste der typisch männlichen und typisch weiblichen Eigenschaften als endlos. Demnach gelten Frauen u.a. als:

abhängig, ängstlich, attraktiv, aufreizend, behutsam, vorsichtig, charmant, einfühlsam, emotional, familienorientiert, friedlich, gefühlsbetont, gehorsam, geschwätzig, hilflos, kinderlieb, kleidungsbewusst, launisch, nachgiebig, nett, passiv, rücksichtsvoll, sanft, schutzbedürftig, schwach, sensibel, sicherheitsbedürftig, taktvoll, umgänglich, unentschlossen, unlogisch, unselbstständig, verständnisvoll, weich, zart.

Männer dagegen gelten als:

Abenteuerlustig, aggressiv, aktiv, ausgeglichen, bestimmend, direkt, dominant, ehrgeizig, entschieden, entschlossenkräftig, entscheidungsstark, führungsbewusst, groß, hart, kämpferisch, kontrolliert, kraftvoll, kräftig, kühn, verwegen, mutig, tapfer, nicht leicht verletzbar, objektiv, sachlich, rational, realistisch, selbstbewusst, stark, überlegen, unabhängig, unternehmungslustig, verantwortungsbewusst, weinen nicht, wettbewerbsorientiert und zuverlässig.

Diese beiden Merkmalsbündel kann man in Anlehnung an PARSONS und BALES (1955) mit Instrumentalität und Expressivität/Affektivität⁸ bezeichnen.

Geschlechterrollen und die damit verbundenen Merkmale kennzeichnen die Unterscheidung der Geschlechter und ihre jeweiligen Rollen. Ihnen werden verschiedene Merkmale zugeordnet, die gegensätzlich sind. Das Geschlecht ist eine soziale Konstruktion. In patriarchalen Gesellschaften mit androzentrischen Denkstrukturen entsprach nicht der weiblichen Geschlechterrolle, dass sie fähig ist wahre, Freundschaften zu führen.

2.3 Geschlechterrollentheorie der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung

Häufig wird die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als ein Modell für die Erklärung der Entstehung von unterschiedlichen Geschlechterrollen herangezogen (vgl. u. a. ALLEMANN-TSCHOPP 1979; WOLLSCHLÄGER 1981; ECKES 1997).

Die Annahme dieser Theorie ist, dass stereotype Rollenvorstellungen über Frauen und Männer auf die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern zurückgehen (vgl. ECKES 1997: 68).

ALLEMANN-TSCHOPP (1979: 36) erläutert wie Geschlechterrollen sich aus den männlichen und weiblichen Verhaltensmustern in Bezug auf den Nachwuchs ergeben.

Demnach ist eine wichtige Funktion von geschlechtsspezifischem Verhalten die Sicherstellung der Pflege und Erziehung der Kinder. Dem liege die Tatsache zu Grunde, dass das Wohl der Kinder in vielen Kulturen den Frauen obliegt und die Existenzsicherung den Männern.

Die Arbeitsteilung nach Geschlechtern basiere auf dem anatomischen Geschlechtsunterschied des reproduktiven Systems. Das bedeutet, dass Männer, bedingt durch den anatomischen Unterschied Kinder zeugen, während Frauen tragen, gebären und stillen.

⁸ Im Soziologie - Lexikon wird Affektivität definiert durch Emotionalität, also die Gefühlorientiertheit einer Person im Handeln, in der Bewertung von Verhalten, Gegenständen oder Sachverhalten. (vgl. ebd. S. 7) Instrumental wird dagegen als zweckdienlich definiert. (vgl. ebd. S. 269)

Für die Frau entstehen dadurch Einschränkungen für längere Zeit, und der Mann eignet sich hingegen in dieser Zeit als Versorger. Die Frau wird aus der Berufs- und Arbeitssphäre ausgegliedert.

Durch die Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit ist so eine emotionale Bindung zu dem Kind entstanden, die die Mutter außerdem weiter dazu prädestiniert das Kind zu betreuen, nachdem die Notwendigkeit eigentlich nicht mehr gegeben ist. Hier bahnt sich nach ALLEMANN-TSCHOPP die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung an, wenn beide Geschlechter in der Reproduktionsphase das naheliegende tun (Dies. 1979: 36).

Durch anatomische Unterschiede werden also unterschiedliche soziale Pflichten und Verantwortungen gebildet.

Das Vorhandensein von Kindern determiniert dann, nach ALLEMANN-TSCHOPP, die Ausprägung von geschlechtstypischem Verhalten. Das heißt, dass die Unterschiede zwischen den Geschlechtern nach der Geburt von Kindern stärker ausgeprägt werden als wenn keine Kinder da sind.

Nach dieser Theorie ist die reale Situation von Mann und Frau während der Reproduktionsphase die wichtigste bestimmende Größe für die Aufteilung der Geschlechter.

Die Prinzipien der Organisation des Berufslebens setzen Grenzen für die Beteiligung beider Elternteile an der Erziehung der Kinder.

Länger anhaltende, für die Geschlechter ungleiche Lebensstrukturen beeinflussen die Entstehung und Entwicklung psychischer Eigenschaften, laut ALLEMANN-TSCHOPP. Dabei wird unterstellt, dass sich durch die Aufteilung der Aufgabenbereiche verschiedenen psychische Eigenschaften entwickeln. Demnach ist, wer Kinder betreut in Folge einfühlsamer, nachgiebiger, opferbereiter, verzichtwilliger und abhängiger. Wer sich aber im Berufsleben qualifizieren muss, ist in Folge initiativer, aktiver und dominanter. Eigenschaften, die zum Kindererziehen nötig sind, wären im Berufsleben kontraproduktiv (Dies. 1979: 37).

Laut ECKES (1997: 68) liegen die markantesten Unterschiede in den jeweiligen Familien- und Berufsrollen. Frauen bewegen sich überwiegend in der Familien- und Männer in der Berufsrolle.

Er geht davon aus, dass Menschen annehmen, Frauen und Männer hätten genau jene Merkmale, die für die Ausübung ihrer Rolle förderlich sind.

In Übereinstimmung mit ALLEMANN-TSCHOPP ergibt sich Expressivität von Frauen aus den typischen Merkmalen der Hausfrauenrolle bzw. der Berufsrollen, die Frauen ausüben. Instrumentalität bei Männern ergibt sich dementsprechend aus den Merkmalen der Berufsrollen, die Männer ausüben.

Geschlechterrollen sind also das, was ist und Geschlechterstereotype das, was sein soll. ECKES nennt diese Behauptung „naturalistischer Fehlschluss“ (Ders. 1997: 66). Mit anderen Worten, es wird von der

Familien- oder Berufsrolle auf die jeweiligen Merkmale dieser Rolle geschlossen.

2.4 Theorien der Entstehung von Geschlechtsunterschieden

Es gibt verschiedene Theorierichtungen, die die Entstehung von Unterschieden im Verhalten zwischen den Geschlechtern interdisziplinär erklären. Aufgrund des unterstellten geschlechtsspezifischen Verhaltens werden die Geschlechter unterschieden.

2.4.1 Biologische Sichtweise

Die biologische Forschungsrichtung geht davon aus, dass Unterschiede zwischen den Geschlechtern biologisch, also genetisch bedingt sind, und das Geschlecht somit eine unabhängige Variable darstellt (vgl. u.a. ALLEMANN-TSCHOPP 1979; GIDDENS 1979; ECKES 1997; KASTEN 2003; RENDTORFF 2003).

ALLEMANN-TSCHOPP (1979: 57 f.) verweist auf biologische Mechanismen für die Entstehung physischer Geschlechtsunterschiede und sieht in ihnen eine Bedeutung für psychische Phänomene, wie das Verhalten der Menschen.

Einen besonderen Einfluss auf geschlechtsspezifisches Verhalten sieht sie durch Chromosomen, Keimdrüsen und Hormone.

Das 23. Chromosomenpaar bestimmt das physische Geschlecht, d. h., ob man eine Frau oder ein Mann wird. Verbindet sich das X-Chromosom der Mutter mit dem X-Chromosom des Vaters, wird es ein Mädchen, wenn sich das X-Chromosom aber mit dem Y-Chromosom des Vaters verbindet, wird es ein Junge.

Bis zur 6. Schwangerschaftswoche sehen Embryonen gleich aus, danach erfolgt die Differenzierung der Keimdrüsen. Dadurch entstehen die inneren und äußeren Geschlechtsorgane. Bei XX-Organismen entwickeln sich Eierstöcke, bei XY-Organismen sind es die Hoden.

Hormone lösen dann die weitere Ausbildung der männlichen und weiblichen Sexualorgane aus. Es gibt nicht nur männliche oder nur weibliche Hormone. Das unterschiedliche Verhältnis von männlichen und weiblichen Hormonen ist dabei ausschlaggebend. Hormone beeinflussen die Ausbildung der Sexualorgane und das

Sexualverhalten, sowie die Differenzierung unterschiedlicher Teile des Zentralnervensystems, die geschlechtsspezifisches Verhalten steuern, wie ALLEMANN-TSCHOPP (1979) in ihrem Werk über die genetischen Ursachen für die Entstehung von geschlechtsspezifischem Verhalten bemerkt.

KASTEN (2003: 34 f.) hingegen führt an, dass die Humangenetik heute noch nicht in der Lage ist, exakt anzugeben, welche einzelnen männlichen bzw. weiblichen Merkmale auf welchen Abschnitt des Geschlechtschromosoms zurückzuführen sind. Es steht zwar fest, dass die Geschlechtschromosomen für die Produktion von den Geschlechtshormonen, Androgenen und Östrogenen, zuständig sind, aber deren Auswirkungen auf das Verhalten von Männern und Frauen seien biologisch nicht bewiesen.

Er verweist aber auf Biopsychologen und Anthropologen, die einen Zusammenhang zwischen Geschlechtschromosomen und geschlechtsspezifischem Verhalten über die Psyche annehmen. Demnach sollen Frauen, die mehr Östrogene haben, „expressives Verhalten“ aufweisen, was sich durch soziale Affinität, personenbezogene Orientierung und einer Tendenz zu Sesshaftigkeit und überschaubaren Zusammenhängen (z. B. familialen) auszeichnet. Männer hingegen verfügen über mehr Androgene und weisen ein „instrumentelles Verhalten auf“, das sich durch Aggress (Herangehen an die Objekte der Umwelt), Erkundung und aktive Auseinandersetzung mit ihnen, sachbezogen - zielgerichtete Orientierung und Initiative, aber nicht unbedingt Aggressivität auszeichnet.

Man kann vorerst festhalten, dass es einen Entwicklungsweg gibt, der das biologische Geschlecht, die äußeren Geschlechtsmerkmale, festlegt, bedingt durch die genetische Verankerung.

In der Soziologie wird zwischen Sex und Gender unterschieden.

Diese Geschlechtsmerkmale, sowie die sich daraus ergebenden körperlichen Funktionen werden als Sex bezeichnet.

Es ist jedoch umstritten, ob man von dem biologischen Geschlecht auf das soziale Geschlecht (Gender) schließen und jeweilige typische Eigenschaften und Rollen zuordnen kann. Gender bezeichnet alles, was in einer Kultur als typisch für ein bestimmtes Geschlecht angesehen wird, verweist aber nicht zwingend auf die körperlichen Geschlechtsmerkmale.

Besonders die Gender Studies bestreiten den kausalen Zusammenhang von biologischem und sozialem Geschlecht. Das soziale Geschlecht wird vielmehr bezeichnet als eine Konstruktion von Geschlecht. Hierbei geht es zwar vordergründig um die Zuordnung von Menschen in eine typisch „männliche“ oder typisch

„weibliche“ Rolle, aber auch um den Wert der Geschlechterrolle. Gender beschreibt also vor allem die Art und Weise, in der Männer und Frauen sich zu ihrer Rolle in der Gesellschaft selbst positionieren und wie sie diese Rolle bewerten.

Es wird also nicht mehr, wie in Kapitel 2.1.3 beschrieben, uneingeschränkt vom biologischen Geschlecht auf Geschlechtsmerkmale im Verhalten geschlossen. Heute wird das soziale Geschlecht als eine gesellschaftliche Konstruktion gesehen.

Sehr gut veranschaulichen kann man die Unabhängigkeit zwischen Sex und Gender an einem Beispiel eines eineiigen Zwillingbrüderpaares, das im Alter von sieben Jahren beschnitten worden ist. Einer der Brüder verlor dabei aufgrund eines chirurgischen Unfalls den Penis, was die Eltern bewog, den Jungen als Mädchen aufzuziehen. Das Kind entfaltete sich tatsächlich als ausgesprochen weiblich (vgl. ALLEMANN-TSCHOPP 1979: 63).

2.4.2 Soziologische Sichtweise

In der Soziologie wird die Geschlechtsrollenübernahme des Kindes überwiegend mit der strukturell - funktionalen Systemtheorie von PARSONS und BALES (1955) erklärt. Soziale Systeme werden bei PARSONS durch Zustände und Prozesse sozialer Interaktionen zwischen handelnden Einheiten gebildet. Dabei bezieht er sich auch auf die vier Subsysteme menschlichen Handelns: den Organismus, das personale System, das soziale System, das kulturelle System.

Es war sein Ziel zu untersuchen, wie ein stabiler Zustand des Systems im Prozess der Interaktion der Handelnden zustande kommt und erhalten bleibt. Diese Interaktionen zwischen Handelnden enthalten die wesentlichen strukturellen Merkmale eines Systems. Für den Erhalt eines Systems müssen vier funktionale Leistungen erbracht werden: Adaption, Zielerreichung, Integration, Strukturhaltung.

Die familiäre Sozialisation ist ein System, das für die Strukturhaltung zuständig ist, neben Schule oder Kirche (vgl. KORTE 1993: 181 ff.).

PARSONS ging davon aus, dass die Kernfamilie durch ihre biologischen Funktionen der Fortpflanzung, des Generationsunterschiedes und der geschlechtlichen Differenzierung beständig zusammenhält. Er war der Ansicht, dass man Geschlecht und Generation als Grundlagen der Differenzierung sehen kann und sie einer soziologischen Betrachtung eines Typs sozialer Ordnung

dienen können, der für die Struktur kleiner Gruppen typisch ist (Ders. 1964: 75).

Einerseits gibt es eine Statusdifferenzierung, die sich durch unterschiedlichen Einfluss auf Prozesse innerhalb eines Systems ausdrückt. Es gäbe demnach Gruppenbeteiligte, die mehr Einfluss ausüben und welche, die weniger Einfluss ausüben.

Auf der anderen Seite unterteilt PARSONS die Beteiligten einer Gruppe nach instrumentalen und expressiven Funktionen. Instrumentale Funktionen richten sich nach außen. Träger dieser Funktion sorgen für gute Anpassung und Zielerfüllung des Systems der Gruppe. Expressive Funktionen dagegen sollen die Gruppe innerlich zusammenhalten durch Harmonie und Solidarität.

PARSONS entwickelte darauf aufbauend das Vier- Rollen- Muster der Differenzierung: Hierarchische Differenzierung in Führer- und Gefolgschaftsrollen und qualitative Differenzierung in instrumentale und expressive Rollen. Generation ist dabei die Hauptachse der erstgenannten Differenzierung und Geschlecht die der zweiten (Ders. 1964: 78).

Das Kind lernt seine eigene Rolle kennen, indem es am Rollensystem der Familie teilnimmt. Bei seinen Handlungen lernt es die Erwartungen der anderen zu berücksichtigen. Dabei spielen Imitation von Verhaltensweisen, Identifikation mit Vorstellungen und Werten der Eltern, sowie Sanktionen eine Rolle.

Durch die Teilnahme an innerfamiliären Interaktionsprozessen wird das Kind auf die Mitwirkung in anderen sozialen Systemen vorbereitet. PARSONS bezog sich auf Freuds Theorie der Objektbeziehung.

In der ersten Phase nach der Geburt erlebt das Kind eine enge Symbiose mit der Mutter, da sie physiologische Bedürfnisse des Kindes befriedigt. Die Mutter befindet sich in der Machtposition. In dieser Zeit spielen geschlechtsspezifische Unterschiede noch keine Rolle. Autonomieäußerungen des Kindes werden aber schon je nach Geschlecht unterschiedlich beurteilt und verstärkt.

Sobald das Kind sein eigenes Geschlecht erkennt, muss es auch die kulturellen Ausformungen des Frau- und Mannseins kennen lernen.

Zuerst haben Kinder beider Geschlechter eine gleich intensive Beziehung zur Mutter. Dann wendet sich der Junge von der Mutter ab, um sich mit dem Vater zu identifizieren, während sich das Mädchen stärker mit der Mutter identifiziert. Dann lernt das Kind die mehr expressive Funktion der Mutter und die mehr instrumentelle Funktion des Vaters. Somit sieht das Kind die elterliche Autorität aufgeteilt und verinnerlicht die Grundrollen der Familie. Instrumentalität und Expressivität kennzeichnen Handlungstendenzen, die das Verhalten von Männern und Frauen

steuern können. Mit dieser Erkenntnis beginnt das Kind seine eigene Geschlechtsrolle zu erlernen. Meist orientiert sich das Kind am gleichgeschlechtlichen Elternteil.

Sobald das Kind den Rahmen der Familie verlässt, überträgt es die familientypischen Handlungsarten auf andere Handlungssysteme und es kann passieren, dass neue Bezugspartner ganz anders reagieren als erwartet. Das was in der Familie gültig war, muss also nicht mit dem üblichen Verhalten außerhalb der Familie übereinstimmen. Nun muss das Kind lernen, dass die eigene Familie ein Sonderfall der Kategorie Familie ist und dass bestimmte Rollen nicht an einen einzigen Rollenträger gebunden sind. Das expressionistische Verhalten der Mutter muss sich also nicht bei allen anderen Müttern bzw. Frauen wiederfinden (vgl. KÜRTHY 1978: 104).

PARSONS hat mit seiner strukturell- funktionalen Systemtheorie einen Ansatz versucht, die Übernahme von Geschlechtsrollen aus der Perspektive der Funktionen für ein System zu erklären.

Nach der Systemtheorie lernt das Kind in dem System Familie durch Sozialisation, wie es sich in einem anderen gesellschaftlichen System, z. B. Schule, verhalten soll, um den gesellschaftlichen Erwartungen und Normen zu entsprechen, und ist somit wichtig für den Erhalt eines Systems, und für ein störungsfreies Funktionieren der gesellschaftlichen Ordnung.

Diese funktionalistische Auffassung von Parsons wurde von Feministinnen kritisiert, da darin insgeheim die Unterordnung von Frauen und ihre Einschränkung auf den familiären Bereich legitimiert wurde. Er unterstellt die Notwendigkeit der geschlechtlichen Arbeitsteilung in der Familie, nach der der Mann berufstätig und die Frau für die Versorgung der Kinder zuständig ist. Diese Auffassung vernachlässigt jedoch die Komplexität des weiblichen Lebenszusammenhangs. Frauen waren schon immer in beiden gesellschaftlichen Bereichen, in der Familie und im Erwerbsleben tätig.

2.4.3 Psychologische Sichtweise

Es gibt verschiedene psychologische Theorieansätze, die zu erklären versuchen, warum Jungen und Mädchen schon im Kindergarten verschiedene Verhaltensrepertoires, Interessen und Beschäftigungsvorlieben bilden. Die Psychologen haben sich hauptsächlich damit beschäftigt, wie Jungen und Mädchen erzogen werden. Das Interesse liegt dabei auf Kindheit und Rolle der Eltern bei der Geschlechtsrollenentwicklung.

Es lassen sich im wesentlichen vier Theorien der Ausdifferenzierung und Festigung von Geschlechterrollen aufzeigen (vgl. u.a. ALLEMANN-TSCHOPP 1979; KASTEN 2003, RENDTORFF 2003; LIPSITZ-BEM 1993; FILUS-SCHNEIDER 1980).

Die Bekräftigungstheorie beinhaltet laut KASTEN (2003: 36), dass Jungen und Mädchen schon sehr früh, wahrscheinlich im Kleinkindalter schon, für Verhalten, das ihrem Geschlecht angemessen erscheint, bekräftigt werden. Bekräftigung erfolgt durch Lob, Anerkennung, Belohnung o. ä. Dem Geschlecht unangemessene Verhaltensweisen werden hingegen nicht bekräftigt, sondern sogar bestraft, missbilligt oder einfach ignoriert.

Die Bekräftigungstheorie basiert darauf, dass bestimmte dem Geschlecht entsprechende Verhaltensstereotype existieren und Eltern ihre Kinder diesen Stereotypen gemäß erziehen. Das würde aber implizieren, dass Eltern ihre Kinder unterschiedlich behandeln.

CHODOROW (1985: 130) erklärt, dass hinsichtlich der Eltern – Kind – Interaktion, die Wärme der Eltern, das Ausmaß an Lob und positiver Rückmeldung, in den ersten vier bis fünf Lebensjahren kaum Unterschiede bezüglich des Geschlechts nachzuweisen sind.

Zu der Imitationstheorie erklärt KASTEN (2003: 42 f.), dass Kinder geschlechtstypisches Verhalten durch die Beobachtung gleichgeschlechtlicher Modelle und die Nachahmung und Übernahme deren geschlechtsangemessenen Verhaltens erwerben. Dabei gelten also die Bezugspersonen als Vorbilder, im Hinblick auf erfolgreiches oder erfolgloses Verhalten. Erfolgreich und erfolglos ist hier im Sinne von bestrafen oder nicht bestrafen gemeint. Nachgeahmt wird vorwiegend erfolgreiches Modellverhalten, meist am gleichgeschlechtlichen Vorbild.

Kritikpunkte dieser Theorie liegen u.a. darin, dass Jungen und Mädchen in unserem Kulturkreis heutzutage in der frühen Kindheit meistens von weiblichen Bezugspersonen betreut werden. Trotzdem imitieren Jungen nicht nur weibliches Verhalten, was ja nach der Imitationstheorie der Fall sein müsste.

Außerdem haben Jungen und Mädchen in der späteren Kindheit und Jugend in annähernd gleicher Weise die Gelegenheit, gleich- und gegengeschlechtliches Modellverhalten zu beobachten. Warum sie sich trotzdem vom anderen Geschlecht abgrenzen und ihrem Geschlecht angemessenes Verhalten oft übernehmen, kann die Imitationstheorie nicht erklären.

In der Identifikationstheorie wird angenommen, dass durch die sogenannten Primärbeziehungen geschlechtsspezifisches Verhalten gefördert bzw. erlernt wird. Mit Primärbeziehungen sind die Beziehungen der Kinder zu den wichtigsten Bezugspersonen gemeint, mit denen sich in den ersten Lebensjahren häufig eine intensive gefühlsmäßige Beziehung und Bindung

entwickelt. Durch diese Bindung ist die Grundlage und der Anlass gegeben, dass das Kind sich mit der Person identifiziert. Es wird angenommen, dass Mädchen sich mit der Mutter und Jungen sich mit dem Vater identifizieren, d.h., dass Jungen und Mädchen sich innerlich mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil als sehr ähnlich oder identisch erleben. Dieses Gefühl der Ähnlichkeit bewegen dann Jungen und Mädchen innere Einstellungen, Werthaltungen und äußere Verhaltensweisen zu übernehmen (Ders. 2003: 45 f.).

Die Abgrenzung zur Imitationstheorie fällt schwer und wird wahrscheinlich darauf beruhen, dass bei der Identifikationstheorie nicht nur äußeres Verhalten nachgeahmt und übernommen wird, sondern auch innere Einstellungen und Werte der Bezugspersonen.

Die Kognitive Theorie wurde in den 60iger Jahren von dem Psychologen KOHLBERG⁹ ausformuliert und knüpft an die allgemeine Theorie der kognitiven Entwicklung des bekannten Psychologen PIAGET an.¹⁰

Der ging davon aus, dass sich die geistige Entwicklung des Menschen von innen heraus und auf mehreren Stufen vollzieht. Er weist dem sich aktiv mit seiner physikalischen und sozialen Umwelt auseinandersetzendem Kind eine zentrale Rolle zu. Es erwirbt so Wissen und ein immer differenzierteres Urteilsvermögen, auch über geschlechtsbezogene Merkmale und Inhalte, die seiner Kultur typisch sind. Somit ist das Kind nach und nach in der Lage sich selbst und andere Personen dem weiblichen oder männlichen Geschlecht eindeutig zuzuordnen.

In der früheren Kindheit erfolgt diese Zuordnung noch durch äußere Merkmale wie Frisur, Kleidung oder Körperbau. Später kommen Verhaltensweisen, Beschäftigungsvorlieben oder Einstellungen und Haltungen als Anhaltspunkte für die Geschlechterzuordnung für das Kind oder den Heranwachsenden hinzu (KASTEN 2003: 47 f.).

In der Kognitiven Theorie von KOHLBERG entwickelt das Kind ab dem dritten Lebensjahr ein Verständnis dafür, welchem Geschlecht es angehört. Es weiß dann zwar, dass es ein Junge bzw. ein Mädchen ist, ist sich aber noch nicht sicher, ob diese Zugehörigkeit zum Geschlecht dauerhaft oder endgültig ist. Ungefähr ein Jahr später kommt es zu einer vorläufigen Festigung der Geschlechtsidentität.

Zwischen dem sechsten und achten Lebensjahr erfolgt dann laut KOHLBERG die so genannte Herausbildung der Invarianz der eigenen Geschlechtszugehörigkeit. Das heißt, dass nun das Geschlecht zu einem

⁹ Lawrence Kohlberg (1927-1987) war amerikanischer Psychologe, der sich u.a. mit der moralischen Entwicklung des Menschen befasste. 1966 erschien "A cognitive-developmental analysis of children's sex-role concepts and attitudes", 1974 "Zur kognitiven Entwicklung des Kindes".

¹⁰ Jean Piaget (1896-1980) war schweizerischer Philosoph und Psychologe, der sich u.a. mit der kognitiven Entwicklung des Kindes befasste. 1932 erschien "The moral judgment of the child".

unveränderbaren Merkmal geworden ist, dass konstant bleibt. KOHLBERGS Annahme ist, dass die Kinder, die die Unveränderbarkeit ihrer Geschlechtszugehörigkeit erkannt haben, daran interessiert sind, sich ihrem Geschlecht entsprechend zu verhalten. Damit wollen sie sich und den anderen ihre Geschlechtszugehörigkeit immer wieder bestätigen.

Das erreichen sie durch Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil, indem sie ihre Wertvorstellungen übernehmen, oder durch Nachahmung und Imitation gleichgeschlechtlicher Modelle.

Die geistig-verstandesmäßige Selbsteinordnung als männlich oder weiblich ist die Grundvoraussetzung für die Ausbildung von Geschlechtsunterschieden und den Aufbau der Geschlechtsrolle. Vorgänge der Bekräftigung, Imitation oder Identifikation spielen erst dann eine Rolle, wenn sich die Geschlechtsidentität gebildet hat, das Kind also ein Verständnis für seine dauerhafte und konstante Geschlechtszugehörigkeit aufbringen kann (Kasten 2003: 47 f.).

Kritisch kann man bei der Kognitiven Theorie die hohe Korrelation zwischen Geschlechtsrollenidentität und Höherbewertung der eigenen Geschlechtsrolle betrachten. Damit unterstellt man den Kindern, dass sie ihre Geschlechtsrollen nicht kritisch betrachten und es nicht auch zu negativen Bewertungen der eigenen Geschlechtsrollenmerkmale kommen kann.

Für die Geschlechtsrollenentwicklung nach FREUD¹¹ ist der anatomische Unterschied zwischen Jungen und Mädchen ausschlaggebend. Jungen haben einen Penis und Mädchen nicht, weshalb sie sich als verstümmelt, kastriert und minderwertig empfinden würden und das andere Geschlecht beneiden. Deshalb würden sie sich zum Vater hingezogen fühlen und wollen sich mit ihm, auch geschlechtlich, vereinigen, um ihren kastrierten Zustand zu beenden.

Für Jungen gelte analog, dass sie sich zur Mutter hingezogen fühlen und den Vater als Rivalen erleben würden. Diese auf das andere Geschlecht bezogenen Wünsche spielen sich oftmals unbewusst während der ödipalen¹² Phase (zwischen dem 3. und 5. Lebensjahr) ab. Dann erfolgt die Identifizierung mit dem eigenen Geschlecht.

Jungen unterdrücken ihr Begehren dann aus Angst, der Vater, der die älteren Rechte an der Mutter hat, könne sie mit Kastration bestrafen. Sie identifizieren sich mit dem Vater und eifern ihm innerlich und äußerlich nach. Damit ist der Grundstein für das Über-Ich gelegt, das im Verlauf der weiteren Erziehung zum Gewissen ausgebaut wird, das alle moralischen Verbote und Vorschriften der Gesellschaft enthält.

¹¹ Sigmund Freud (1856-1939) war österreichischer Neurologe und Psychopathologe. Er begründete die Psychoanalyse. 1925 erschien „Einige psychologische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds“, 1931 „Über die weibliche Sexualität“

¹² Laut der griechischen Mythologie tötete Ödipus seinen Vater und heiratete, ohne es zu wissen, seine Mutter, laut der griechischen Mythologie.

Mädchen würden laut Freud kein Über-Ich ausbilden. Deshalb würden sie auch, gerade weil sie sich dann mit ihrer Mutter identifizieren Charaktereigenschaften wie Eifersucht, Selbstverachtung, Passivität oder Masochismus ausbilden (vgl. KASTEN 1996: 46 f.).

Geschlechterbilder der älteren FREUDSCHEN Psychoanalyse wurden vielfach kritisiert und gelten heute als überholt (vgl. u.a. CHODOROW 1985; LIPSITZ-BEM 1993). Die Kritik basierte auf der Darstellung und Analyse von „männlich“ und „weiblich“, die bei FREUD durch Polarisierung und Herabwürdigung der Frau geprägt ist. Er hatte „männlich“ und „weiblich“ getrennt und hierarchisch angeordnet.

Der Mann wurde von ihm als Phallusträger dargestellt, und somit das Männliche als das dominante Modell erster Ordnung verstanden.

Das Weibliche dagegen wurde als defizitär, weil ohne Penis, und somit als abgeleitetes Modell verstanden. Der Mann sei durch das Vorhandensein des Penis vollständig, und die Frau wird durch das Nicht - Vorhandensein als fehlerhaft und zweitrangig charakterisiert. Die Frau war also durch ihre organische „Minderwertigkeit“ dem Mann untergeordnet und die Überlegenheit des Mannes festgelegt. FREUD wurde diese Zentrierung auf die äußeren Geschlechtsmerkmale bei der Entwicklung einer Geschlechtsidentität von Kindern vorgeworfen (vgl. RENDTORFF 2003: 53 f.; LIPSITZ-BEM 1993: 56 f.; KASTEN 1996: 47).

FREUD habe nur selten die Entwicklung der Frau in der patriarchalen Gesellschaft untersucht.

Bei allen diesen psychologischen Theorien werden biologische, kulturelle und soziologische Einflussfaktoren, die ebenso eine große Rolle bei der Herausbildung geschlechtstypischen Verhaltens spielen, wenig beachtet. Insofern haben die psychologischen Theorien nur eine begrenzte Reichweite.

III. Freundschaft im Kontext der Geschlechterrollen in der Gesellschaft

Eingangs wurde auf das traditionelle Modell der Männer- und Frauenfreundschaften Bezug genommen, worin Frauenfreundschaften abgewertet wurden. Dieses Kapitel soll dazu dienen, diese Abwertung genauer darzustellen und herauszufinden, ob die gesellschaftlichen

Erwartungen an die Frauenrolle in dem traditionellen Freundschaftsmodell mit der allgemeinen traditionellen Geschlechterrolle in Zusammenhang steht. Darüber hinaus soll genauer darauf eingegangen werden, wie die Stellung der Frau in der patriarchalen Gesellschaft, in der Frauen abgewertet wurden, aussah.

3.1 Freundschaft als Männerdomäne und Abwertung der Frauenfreundschaften

Bei der Betrachtung des Phänomens Freundschaft in der Literatur, kommt immer wieder zum Ausdruck, dass die Freundschaft zwischen Frauen früher niedriger bewertet wurde als die zwischen Männern, bzw. gar nicht vorkommt (vgl. u.a. KRACAUER orig. 1917, 1971; BELL 1981; TENBRUCK 1990; EICHENBAUM & ORBACH 1991; NARDI 1992; AUHAGEN & SALISCH 1993; SCHINKEL 2003).

Männerfreundschaften wurden demnach als bedeutender und wertvoller dargestellt als Frauenfreundschaften.

Bei KRACAUER (orig. 1917, 1971: 79) findet man Beschreibungen von Frauenfreundschaften als Gemütsfreundschaft, in der die rein gefühlsmäßige Zuneigung das Band zwischen den Menschen bildet. Geistige Gemeinschaft bestehe dagegen nur in geringem Maß. Er betont den Mangel an geistiger Nahrung. Die Anhänglichkeit der Gemüter möchte KRACAUER von der eigentlichen Freundschaft unterschieden wissen.

KRACAUER bezeichnet Frauenfreundschaft als Anhänglichkeit der Gemüter, was für ihn jedoch keine Freundschaft im eigentlichen Sinn heißt. Bei Freundschaften zwischen Frauen besteht für ihn der Zusammenhalt durch die Zuneigung, ohne geistigen Inhalt, was dann keine richtige Freundschaft wäre.

BELL erwähnt die Männer-Dominanz von Freundschaften ebenso:

„With few exceptions, the models held forth in society of friendship have been about men and for men.“ (Ders. 1981: 58).

Freundschaft und die Modelle davon würden bis auf wenige Ausnahmen nur Männer betreffen.

Auch TENBRUCK äußert sich dazu folgendermaßen:

„...dass Freundschaft im bisherigen Verstande gewöhnlich eine Angelegenheit von Männern ist.“ (Ders. 1990: 240).

EICHENBAUM & ORBACH (1991) beschreiben die geringe Bedeutung von Frauenbeziehungen, die erst in den siebziger Jahren erkannt und zum Thema gemacht worden sind. Woraus sich die

Frage ergibt, ob Frauenfreundschaften heute in einem anderen Licht stehen.

NARDI erklärt, dass die Vorstellung von Freundschaft früher Mann-dominiert war.

„The images of friendships in both myth and everyday life were historically male-dominated. They were characterized in terms of bravery, loyalty, duty and heroism. This explains why women were often seen as not capable of having “true” friendships.” (Ders. 1992: 1).

SCHINKEL erwähnt dieses Thema ebenfalls:

„Es sind Freundschaften vorstellbar, die auch gegen die herrschende Auffassung von Freundschaft ihren genuinen Sinn- und Erfahrungszusammenhang entfalten. So beispielsweise bestimmte Frauenfreundschaften in einer Zeit, in der die Auffassung vorherrschte, dass lediglich Männer zur Freundschaft befähigt seien.” (Ders. 2003: 16).

Er schreibt zwar, dass Frauenfreundschaften möglich sind, aber nur als Beispiel für Freundschaften, die gegen die herrschende Auffassung von Freundschaft bestehen können. Frauenfreundschaften sind dann also eine abweichende Form der Freundschaft.

Es besteht bei ihm der Hinweis darauf, dass diese Auffassung aus einer Zeit stammt, in der nur Männer fähig für Freundschaft erachtet wurden. Daraus könnte man schlussfolgern, dass das heute nicht mehr der Fall ist.

Freundschaft wurde als Männerdomäne gesehen, zumindest von Männern, die die öffentliche Meinung zu dieser Zeit dominierten.

Frauenfreundschaften hat es schon immer gegeben. Ihnen kam jedoch nicht die gesellschaftliche Anerkennung zu wie den Männerfreundschaften.

3.2 Traditionelles Modell von Männer und Frauenfreundschaften

In der Literatur herrscht Konsens darüber, dass die allgemeine Niedrigerstellung der Frau dazu führte, dass sie als nicht fähig angesehen wurde, Freundschaften zu haben (vgl. u.a. BELL 1981; TENBRUCK 1990; O`CONNOR 1992).

BELL (1981: 56) sieht die Männer-Dominanz in Freundschaften durch die Isolation der Frauen in der Ehe begründet, während die Männer arbeiteten und allein schon dadurch Kontakte knüpfen konnten.

Es gab traditionelle Weisheiten über Frauenfreundschaften. Freundschaften zwischen Frauen wurden ignoriert und wenn bemerkt, dann als Klatschbasen abgetan oder als Lesben interpretiert, aber auf jeden Fall abgewertet. BELL sah den Grund in der generellen Minderwertigkeit der Frauen in der Gesellschaft.

„This undoubtedly has been a reflection of a more general notion of female inferiority.“ (Ders. 1981: 58).

Wenn Frauen generell als minderwertig eingeschätzt wurden, dann kann man davon ausgehen, dass sie in anderen Bereichen, wie Freundschaft auch minderwertig eingeschätzt wurden. Frauen hatten ihre Befriedigung in der Familie zu finden und den Beziehungen darin. Für Freundschaften und andere geistige Angelegenheiten waren Männer zuständig.

Da Freundschaft ja ein menschliches Bedürfnis nach sozialen Beziehungen befriedigt, müssten Frauen sich doch genauso wie Männer danach sehnen und Freundschaften pflegen. Doch weil Freundschaft im bisherigen Verstand eine Domäne männlicher Beziehungen war, schlussfolgert TENBRUCK (1990: 240) in Übereinstimmung mit BELL, dass dies ein Ergebnis der unterschiedlichen Stellungen von Männern und Frauen in der Gesellschaft sei. Für die Frau habe die Rolle der Ehefrau und Mutter eine so überragende Bedeutung gehabt, dass sie gar nicht die Vereinsamung und Gefährdung empfinden konnte, die den Druck zur Freundschaft entstehen lässt.

Aus dieser Äußerung kann man schließen, dass TENBRUCK gar nicht in Erwägung gezogen hat, dass Frauenfreundschaften existierten. Er sucht nur nach Erklärungen für das Nichtbestehen von Frauenfreundschaften, aber zweifelt nicht an, dass Frauen auch Freundschaften gepflegt haben.

O`CONNOR (1992: 44 f.) begründet die Männer-Dominanz von Freundschaften darin, dass es in einer patriarchalen Gesellschaft kaum öffentliche Orte gab, wo Frauen sich treffen konnten um Freundschaften zu schließen. Außerdem bemerkt sie die soziale Kontrolle der Männer, indem sie in vielen Formen Druck ausübten, wie Witze, sexuelle Andeutungen und offene Feindseligkeit.

VAHSEN stellt sich auf der Internetseite des „Feministischen Blattes“ die Frage, warum das Freundinnenpaar eher selten als identifikatorisches Modell in Gesellschaft und Kultur repräsentiert war. Ein möglicher Grund wäre laut VAHSEN, dass Frauen sich in dieser Beziehung zu Frauen, wo sie sich ganz selbstbewusst ohne Bezug zum männlichen Geschlecht definieren, der patriarchalen

Kontrolle entzogen hätten. Sie wurden deshalb häufig karikiert, abgelehnt oder als lesbisch abgestempelt.¹³

Frauen hatten in der patriarchalen Gesellschaft kein Gefühl für ihren eigenen Wert, argumentiert HUBER. Sie konnten sich nicht selbst schätzen, fördern und entwickeln. Deshalb konnten sie auch nicht für Freundinnen unterstützend, fördernd und respektvoll sein. Durch ihre Niedrigerstellung in der Gesellschaft ist die klare Folge, dass diese Selbstbezogenheit nicht groß sein konnte, erklärt HUBER.

„Solange wir eine geschriebene Geschichte haben, d.h. seit es das Patriarchat gibt, solange haben Frauen wenig Gefühl für ihren eigenen Wert.“ (Dies. 1994: 29)

Die Männer-Dominanz von Freundschaften kann man in Zusammenhang bringen mit den traditionellen Geschlechterrollen in der Gesellschaft.

Geschlechterrollen wurden in Kapitel 2.2 definiert als Verhaltenserwartungen oder Verhaltensvorschriften für das jeweilige Geschlecht, die beinhalten welche Verhaltensweisen in der Gesellschaft üblich oder anerkannt sind. Frauen wurden in der patriarchalen Gesellschaftsordnung in vielen sozialen Schichten auf das häusliche reduziert. Sie wurden geistig nicht auf die gleiche Stufe gestellt wie Männer. Deshalb war es auch nicht üblich, dass Frauen geistige freundschaftliche Verhältnisse zu anderen Frauen hatten. Sie galten eher als Klatschbasen¹⁴, wenn sie sich unterhielten. Damit war die Negativ – Form eines „vernünftigen Gesprächs“ gemeint. Das traditionelle Modell der Männer- und Frauenfreundschaften entstand durch die generellen traditionellen Geschlechterrollen patriarchaler Gesellschaften.

3.3 Traditionelle Geschlechterrollen

Es gibt gesellschaftliche Strukturen, in die Mann und Frau eingebettet waren, die die oben beschriebenen Geschlechterrollen und die damit niedrigere Stellung der Frau fördern bzw. beibehalten. Die traditionellen Geschlechterrollen bewirkten, dass Freundschaft als

¹³ Vgl. Vahsen, Mechthilde: Frauenfreundschaften: Spurensuche quer durch die Jahrhunderte. <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/frauenarchiv/ddorfautorinnen/vahsen/wiss.html>, Stand: 4/2000

¹⁴ Dieser Ausdruck ist eine Bezeichnung aus dem 18. Jahrhundert und meint Frauen, die „schmutzige Wäsche waschen“, „jemandem übel nachreden“. Klatschorte waren früher bevorzugt Waschplätze, wo Frauen kollektiv Frauenarbeit verrichteten. Es erfolgte die Zuordnung des Klatsches als „typisch weibliche“ Gesprächsform. (vgl. Althans, Birgit 1985: 46)

Männer-Domäne gesehen, und den Frauen ein solch geistiges Verhältnis in der Vergangenheit abgesprochen wurde.

Dieses Geschlechterverhältnis von dem hier die Rede ist, wird durch den Begriff Patriarchat charakterisiert und bedeutet eine gesellschaftliche Vorrangstellung der Männer gegenüber Frauen in allen Bereichen durch androzentrische Vorstellungen. Die natürliche Überlegenheit des Mannes begründet seinen gesellschaftlichen Herrschaftsanspruch.

Diese Höherstellung der Männer beruhen u. a. auf der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die lange Zeit mit der biologischen Andersartigkeit der Frau begründet wurde. (vgl. METZ-GÖCKEL & MÜLLER 1986: 11).

In Anlehnung an Kapitel 2.2 skizziert JURCZYK (2001: 12 f.) auf der Basis von folgenden fünf Elementen die Verankerung der traditionellen Geschlechterverhältnisse:

Zum ersten wurden die Geschlechterverhältnisse durch die strukturelle, räumliche und zeitliche Trennung der Gesellschaft in die „Frauenwelt“ und „Männerwelt“ verankert. Die „Frauenwelt“ beinhaltete die Familie, in der die Frau der arbeitsintensiven Aufgabe der physischen und psychischen Versorgung der Familienmitglieder nachging. Die „Männerwelt“ beinhaltete den Beruf. Sie wurde zur Sachwelt, ein Bereich von Tätigkeit und Arbeit, in der das notwendige Geld zum Leben verdient wurde.

Daraus entstand dann die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung. Es polarisierten sich Zuständigkeitsbereiche, in denen die Frauen „verhäuslicht“ wurden, obwohl es immer auch Frauen gab, die zusätzlich zu ihrer familialen Arbeit erwerbstätig waren. Männer waren dann demzufolge für die außerhäuslichen Tätigkeiten zuständig.

Damit waren die Frauen sozial und ökonomisch an die Existenz des Mannes gebunden und in allen öffentlichen und privaten Bereichen dem Manne untergestellt. Diese Hierarchie der Geschlechter war auch juristisch festgelegt.

In Folge konnten sich Geschlechtercharaktere durch die Zuordnung der Geschlechter zu bestimmten gesellschaftlichen Sphären und Tätigkeiten bilden. Es wurden den beiden Geschlechtern vermeintliche typische und naturbedingte Eigenschaftskonstellationen zugeschrieben, die als polar, einander ausschließend und sich wechselseitig ergänzend verstanden wurden. Eine typische weibliche Eigenschaft war z.B. Emotionalität, eine typische männliche Vernunft. Das Zusammenleben von Eheleuten basierte bis zur Moderne auf der Ehegattenwahl bedingt durch ökonomische Voraussetzungen. Das heißt, dass die Liebe nicht das Motiv der Heirat war, sondern viel mehr der Stand, die Einkünfte und die Arbeitsfähigkeit des Mannes

eine Rolle spielten, damit er die Familie versorgen konnte, besonders in bäuerlichen Lebenszusammenhängen.

Ein Blick in die kleinbürgerliche Familie des 18. Jahrhunderts kann die damaligen Geschlechterrollen gut veranschaulichen:

Die Frau hatte in Bezug auf die Geschlechterhierarchie in der Familie die untergeordnete Rolle. Es war normal, dass der Mann das Oberhaupt der Familie ist, und die Frau sich nach ihm zu richten hatte. Das Einzige, das man ihr uneingeschränkt überließ, war der Haushalt und die Erziehung der Kinder. MÖLLER (1969: 11) beschreibt die „Ordnung des Hauses“, die von Sintenis verfasst wurde. Darin kommt zum Ausdruck, dass die Frau ein Muster jeder weiblichen Tugend zu sein hat und Vorbild für die Kinder. Der Abstand zwischen Mann und Frau sei groß. Er hat sie für die Herrin des Hauswesens erklärt und der innere Haushalt sei die Sphäre ihres Lebens. Zu großweltlichem Verkehr und geräuschvollen Gesellschaften habe sie sich nicht hingezogen zu fühlen. Sie solle ohne großen Aufwand bescheiden, zurückhaltend und still leben.

MÖLLER (1969: 15) beschreibt dann weiterhin das Verhältnis zwischen Mann und Frau mit dem „Naturrecht“ des Philosophen Fichte. Darin steht, dass die Frau nur noch mit ihrem Mann Leben und Tätigkeit habe. Sie habe aufgehört ein Individuum zu sein, da ihr Leben Teil seines Lebens wird.

Die Stellung des Mannes war entsprechend der Gesellschaftsordnung des Patriarchats vorherrschend. In der Familie war er das Oberhaupt, traf alle wichtigen Entscheidungen, hatte Vorbildfunktion, war Beschützer und Ernährer seiner Familie. Außerdem war er Repräsentant seiner Familie gegenüber der Außenwelt. Er galt in der Familie als der Wissende, Erfahrene, Starke, der den Rang der Familie durch seine außerfamiliäre Stellung bestimmte.

In SIMMELS (orig. 1901-1908, 1992: 80) Philosophie der Geschlechter kommt das typische der androzentrischen Denkstrukturen zum Ausdruck. Er stellt eine oberflächliche Beachtung der Frauen in der Sozialgeschichte fest, obwohl er der Ansicht ist, dass Frauen sich mehr als spezifisch „weiblich“ empfinden, als sich Männer als spezifisch „männlich“ empfinden würden. Das verbindet er mit der Jahrtausende langen Dienstbarkeit der Frauen. Durch den Vergleich von Sklaven mit Frauen, soll diese zum Ausdruck kommen. Ein Sklave müsse immer daran denken, dass er ein Sklave ist, ein Herr brauche nicht immer daran zu denken, dass er Herr ist.

SIMMEL sieht die wirtschaftliche Funktion der Frauen in der Leitung der Konsumtion, während den Männern die Produktion oblag. Die Produktion wäre etwas viel mannigfaltigeres, arbeitsteiligeres,

individueller bestimmtes gewesen als die Konsumtion. In die Konsumtion mündeten die Erträge aller verschiedenen Produktionen. Er hält die Frauen für homogener als die Männer und beschreibt gleichzeitig, welches Zentrum die Frauen hatten. Sie waren für die Küche und den Verbrauch dessen zuständig, was die Männer produziert und beschafft hatten. Das zeigt die Stellung der Frau in der Gesellschaft.

SIMMEL (orig. 1901-1908, 1992: 81) sucht nach Ursachen für die unterschiedlichen Stellungen der Frau und des Mannes. Er findet sie darin, dass die Wertordnungen von Männern kreiert sind, und damit deren Art die Welt aufzubauen und das Leben zu erleben an die Spitze der Wertreihe rückt. Er bestärkt diese Übermacht der Männer mit der Legitimation der Frauen, denn obwohl Frauen die Rangordnung zuwiderläuft, geben sie diese als gültig zu. Sie haben das männliche Prinzip anerkannt, laut SIMMEL.

Mit der Moderne kam das neue Beziehungsideal der romantischen Liebe auf, wo die Eheleute rein das Gefühl der Liebe als Motiv ihrer Heirat und ihres Zusammenlebens haben sollten. Doch das konnten sich vorerst nur wenige leisten.

JURCZYK formuliert dann eine These, die besagt,

„...dass die traditionelle Basis der Geschlechterverhältnisse einen Zwangszusammenhalt qua geteilter Ökonomie und polarer Geschlechtercharaktere darstellt, der hierarchisch organisiert ist und „abgepuffert“ wird durch die Idee der Liebe.“ (Dies. 2001: 14).

Dass Frauen als nicht fähig für Freundschaften eingeschätzt wurden, kann in diesem Zusammenhang ein Ergebnis einer Gesellschaft sein, in der das Männliche gar nicht mehr als Männliches reflektiert wurde, sondern als universal Menschliches galt. Bedingt durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung konnten sich solche Vorstellungen von Mann und Frau herausbilden und verfestigen.

Man sieht also, dass Frauen auf ihren Bereich als Mutter, Ehefrau und Hausfrau, aufgrund der generellen Niedrigerstellung der Frau durch die traditionellen Geschlechterrollen in der Gesellschaft beschränkt waren, und ihnen geistige Verbundenheit zu anderen Menschen nicht zugestanden wurde.

IV. Freundschaft im Wandel

Das traditionelle Freundschaftsmodell ist in einer Zeit entstanden, in der Frauen in patriarchalen Gesellschaften mit androzentrischen Denkstrukturen generell niedriger als Männer bewertet, und ihnen geistige Fähigkeiten abgesprochen wurde.

Im folgenden soll auf den Wandel der traditionellen Geschlechterrollen eingegangen werden, wodurch sich die Stellung der Frau geändert hat. Es sollen grundlegende Veränderungen skizziert werden, die den Wandel herbeigeführt haben und dabei Auswirkungen auf die Geschlechter hatten.

4.1 Frauenbewegungen und Emanzipation der Frau

Durch Frauenbewegungen haben Frauen begonnen gegen die Geschlechtsungleichheiten zu kämpfen. Sie forderten ihre Rechte ein und wollten nicht länger neben dem Mann benachteiligt sein.

Eine Vorreiterin der Frauenbewegung war Mary Wollstonecraft, die in England schon Ende des 18. Jahrhunderts durch öffentliche Gleichheitsforderung auf die Benachteiligung der Frauen aufmerksam machte. In ihrer Schrift „Ein Plädoyer für die Rechte der Frau“ prangert sie die Unterwürfigkeit und Fügsamkeit der Frauen an. (vgl. HOLLAND-CUNZ 2003: 18)

Während der Französischen Revolution erkannten die Frauen in Frankreich ihre Unterdrückung und bildeten revolutionäre Frauenclubs und Arbeiterinnenvereine. Sie forderten, dass „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ auch für die Frauen galt (vgl. WIGGERSHAUS 1979: 9). Die Frauenversammlungen wurden aber verboten.

In Deutschland entstanden erst Mitte des 19. Jahrhunderts Frauenbewegungen. Louise Otto-Peters war die erste Frau, die in Deutschland gesellschaftspolitische Forderung stellte.

Durch die Industrialisierung und ihre Folgen wurden sich die Frauen ihrer Benachteiligung bewusst, in der Arbeiterschicht, als auch in der bürgerlichen.

In den Fabriken war die Arbeitskraft der Frauen notwendig geworden. Sie konnten sich so zwar von der wirtschaftlichen Abhängigkeit des Mannes befreien, ihr Leben wurde dadurch aber nicht erleichtert.

Die Fabrikarbeiterinnen wurden ausgebeutet, bekamen zu geringen Lohn, mussten täglich 9 - 12 Stunden arbeiten, ihre Kinder bekamen zu wenig Fürsorge. Und dazu bekamen sie keinen Mutter- oder Krankenschutz. Die Frauen wollten soziale Gleichheit (vgl. OTTO 1976: 25).

In der bürgerlichen Schicht in Deutschland ist ebenfalls der industrielle Fortschritt Voraussetzung für die Frauenbewegung. Hausfrauenarbeit wurde entleert, weil die Produkte, die die Frau früher selbst zu Hause herstellen konnte, jetzt viel billiger in den Fabriken hergestellt wurden. Die Frauen sehnten sich nach Beschäftigung, da ihnen die Hausfrauenarbeit keine Befriedigung mehr gab. Die bürgerlichen Frauen begannen nach Bildung und Berufsbeteiligung zu streben (vgl. ZETKIN 1976: 44).

Die Forderungen der bürgerlichen Frauenbewegung, unter der Führung von Louise Otto – Peters, waren deshalb auch u. a. Bildungsmöglichkeiten und Recht auf Arbeit. Sie wollten die soziale, rechtliche und menschliche Gleichberechtigung.

In der Folge bildeten sich eine Vielzahl von Frauenvereinen und Frauen konnten letztendlich viele Rechte erlangen. 1918 erhielten die Frauen endlich das aktive und passive Wahlrecht. In der Weimarer Reichsverfassung wurde die Gleichstellung der Frau verankert.

Während des dritten Reiches wurde ein Frauenbild propagiert, das die Frau wieder auf die Rolle der Hausfrau und Mutter reduziert hat. Die Frauenbewegung wurde gründlich zerstört.

In der BRD wurde 1949 von Elisabeth Selbert erreicht, dass der Gleichberechtigungsparagraph im Grundgesetz verankert wurde.

Im Nachkriegsdeutschland setzte sich im Westen schon bald wieder das Leitbild der Hausfrau durch, während im Osten der marxistischen Grundauffassung gefolgt wurde, dass die Entfaltung menschlicher Fähigkeiten und der Persönlichkeit nur innerhalb der gesellschaftlichen Arbeit geschehen kann. Die SED wollte eine neue sozialistische Gesellschaftsordnung schaffen. Das konnte nur geschehen, wenn Frauen wie die Männer als menschliche Hauptproduktivkraft begriffen wurden, sowie in die parteipolitische Arbeit einbezogen wurden. In der Verfassung der DDR wurde 1949 durch mehrere Artikel die Gleichberechtigung der Frau auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens gesichert.

Im Zugang zu Bildung und Ausbildung konnte in der DDR von einer Benachteiligung der Frau keine Rede mehr sein. Die einheitliche zehnklassige polytechnische Oberschule als Pflichtschule für Jungen und Mädchen war dafür die Voraussetzung. (vgl. MENSCHIK 1977: 32 f.)

In der Bundesrepublik bildete sich Ende der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts im Zuge der Studentenbewegung eine

Frauenbewegung, die u. a. für die ersatzlose Streichung des Paragraphen 218 demonstrierten. Es wurde der „Weiberrat“ von Studenten, Hausfrauen und Berufstätigen gegründet. Sie wurden sich der Benachteiligung der Frauen wieder bewusst. Frauen forderten Selbstbestimmung über den eigenen Körper. In der Folge begann für die Frauen ein Prozess der Selbsterfahrung, wo sie lernten sich von patriarchalen Vorstellungen zu befreien, indem sie von und mit Frauen lernten ein neues Selbstkonzept zu bilden, dass sich nicht durch die Beziehung zum Mann definierte. Es bildeten sich autonome Frauenbuchläden, Frauenverlage, Frauenseminare.

Mit der Emanzipation der Frau wurde die patriarchale Gesellschaftsordnung angezweifelt und begann zu bröckeln. Frauen wurden sich der Benachteiligung bewusst und wollten dagegen angehen.

Das Männerbild zeigte sich bis in die sechziger Jahre ausgesprochen positiv. HOLLSTEIN (1993: 204) schreibt, dass „Männlichkeit“ mit Kreativität, Verantwortung und Menschlichkeit in Verbindung gebracht wurde. Der Mann wurde in Kunst, Literatur und Musik als Schöpfer der Zivilisation, Beschützer der Frauen und Kinder, als Held, Entdecker und Weiser vorgestellt. Er war derjenige, der den Fortschritt gebracht und auch gesichert hat.

Mit Beginn des Feminismus wurde die klassische Vorstellung des Mannseins zerstört und das Männerbild zeigt sich nicht mehr nur positiv. Männer galten plötzlich als Zerstörer der Natur, Hersteller tödlicher Waffen, bornierte Technokraten, Vergewaltiger von Frauen und Kindern.

Die Emanzipation der Frau hat gezeigt, dass androzentrische Denkstrukturen nicht mehr funktionieren, wenn sie nicht mehr von den Frauen mitgetragen werden.

Der Mann wird nicht mehr als der gültige Standard angesehen, sondern seine Allmacht immer mehr in Frage gestellt.

Das müsste auch auf das traditionelle Modell der Männer- und Frauenfreundschaften Auswirkungen gehabt haben, worauf später noch genau eingegangen werden soll.

4.2 Sozialer Wandel und Wandel der Geschlechterrollen

Die Entwicklungen der Moderne sowie die Emanzipation der Frau in Deutschland bringen bestehende soziale Verhältnisse, und die Geschlechterverhältnisse ins Wanken. Dass sich die

Geschlechterrollen gewandelt haben, bemerken mehrere Autoren (vgl. u.a. BÖHNISCH 2001; EICHENBAUM & ORBACH 1991; BECK & BECK-GERNSHEIM 1990; FELDMANN-NEUBERT 1991).

BÖHNISCH (2001: 90) sieht die Strukturauflösung des Patriarchats und die Modernisierung der Geschlechterverhältnisse in ihren Anfängen schon in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts.

Er verweist auf die Modernisierung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse und die damit zusammenhängenden Veränderungen der Sozial-, Konsum- und Bildungskultur und die nach und nach aufkommende Neustrukturierung der Geschlechterverhältnisse.

Durch den Nationalsozialismus wurde der Trend zum Abbau beruflicher und gesellschaftlicher Diskriminierung der Frau unterbrochen und Frauen wurden wieder in das alte Rollenmuster gedrängt.

Nach dem zweiten Weltkrieg waren die Frauen größtenteils auf sich gestellt, weil viele Männer im Krieg gestorben oder noch in Gefangenschaft waren. Durch den daraus folgenden Arbeitskräftemangel waren Frauen in hohem Maß erwerbstätig geworden (vgl. METZ-GÖCKEL & MÜLLER 1986: 11 f.).

Gleichzeitig liefen umfassende Modernisierungs-, Individualisierungs- und Differenzierungsvorgänge ab, die weitreichende Folgen auf die gesellschaftlichen Strukturen hatten, die Geschlechterverhältnisse eingeschlossen.

Die umfassende Rationalisierung und Differenzierung der Produktion verlangte eine Zerlegung der Arbeitsvorgänge mit dem Ziel der Massenproduktion. Neue Tätigkeitsstrukturen bildeten sich heraus mit neuen Anforderungen in den Qualifikationen und entsprechenden Bildungsanforderungen. Der Massenproduktion entsprach der Massenkonsum. Aus Arbeitern und Angestellten wurden gleichzeitig Konsumenten mit zunehmenden Konsum- und Lebensstilen in denen gleichzeitig auch die Geschlechterrollen ausdifferenziert, und die Geschlechterverhältnisse pluralisiert wurden, laut BÖHNISCH (2001: 91).

Diese Entwicklung zieht sich weiter durch das Jahrhundert. Frauen kämpften um ihre Gleichberechtigung und Rechte, während die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse sich parallel änderten.

BECK (1990: 42 f.) beschreibt die Modernisierungsfolgen nach dem zweiten Weltkrieg folgendermaßen: Der Arbeitsmarkt veränderte sich dahingehend, dass er sich auch auf den weiblichen Lebenszusammenhang ausdehnte. Damit vollzog sich die Anwendung der Prinzipien der Marktgesellschaften über die Geschlechterlinie

hinweg. Die Folge war, dass sich innerhalb der Familie und zwischen Männern und Frauen ganz neue Lagen herausbilden konnten, während die ständischen Grundlagen der Industriegesellschaft aufgelöst wurden.

BECK spricht nun von einer Freisetzung der Männer und Frauen aus den stereotypen Vorgaben ihrer Geschlechtsständeschicksale.

„Wesentliche Einschnitte haben in den vergangenen Jahrzehnten...die Frauen ein Stück weit aus ihren traditionellen Weiblichkeitszuweisungen freigesetzt.“ (Ders. 1990: 44)

Dafür nennt er folgende Bedingungen:

Die Verlängerung der Lebenserwartung führte zu einer Verschiebung der Abfolge der Lebensphasen, was zu einer demographischen Freisetzung der Frauen geführt hat. Das heißt, dass früher ein Frauenleben aufgrund der niedrigeren Lebenserwartung genau dafür ausreichte, Kinder großzuziehen und heute die Mutterpflichten mit 45 Jahren enden. Die Mutterschaft mit aktiven Verpflichtungen ist nur noch ein vorübergehender Lebensabschnitt für Frauen. Der restliche Lebensabschnitt befindet sich jenseits des traditionellen Lebenszentrums der Frauen.

In der Hausarbeit hat sich eine Isolierung und Rationalisierung vollzogen. Isolierung entstand durch die Grenzziehung der Kleinfamilie im Zuge der Individualisierungsprozesse. Es bildete sich eine Insularexistenz der Kleinfamilie heraus. Die Hausfrau führte eine völlig isolierte Arbeitsexistenz.

Rationalisierung vollzog sich durch die Entlastung der Hausfrauenarbeit durch technische Geräte, Maschinen und Konsumangebote, die gleichzeitig die Hausarbeit entleerten. Diese Entwicklung führte dazu, dass die Frauen auch auf ein erfülltes Leben durch außerhäusliche Berufsarbeit hofften.

Durch das Aufkommen von empfängnisverhütenden- und regelnden Mitteln konnte die Frau den Zeitpunkt und die Zahl der Kinder mitbestimmen und die weibliche Sexualität wurde außerdem von der Mutterschaft befreit.

Frauen wurden auch freigesetzt von der lebenslangen Garantie der ökonomischen Absicherung durch den Mann, was die gestiegenen Scheidungszahlen dokumentieren und der gleichzeitig steigende Anstieg der Frauen auf dem Arbeitsmarkt.

Eine gleichzeitige Angleichung der Bildungschancen von Frauen zeigte ebenfalls die starke berufliche Motivation der Frauen.

Bei den Männern ist eine komplementäre Entwicklung zu verzeichnen. Die Veränderung in ihren Bereichen wurde durch die Veränderungen bei den Frauen induziert. Männer wurden durch die gestiegene Erwerbsbeteiligung der Frauen aus der Rolle des alleinigen Ernährers verdrängt.

Es wurde der Zwangszusammenhang gelockert, der besagt, dass Männer sich für Ehefrau und Kinder im Beruf fremden Willen und Zwecken unterwerfen müssen, so BECK (1990: 48). In Folge dessen ist ein ganz anderer Umgang mit der Familie und Beruf möglich geworden. Andererseits kann dadurch die Familie ihre Harmonie für den Mann verloren haben, da sich die frauenbestimmte Seite der Familie verändert hat. Der Mann könnte sich seiner Unselbstständigkeit im Alltag und seiner emotionalen Angewiesenheit bewusst geworden sein, worin auch Impulse lagen, die Vorgaben der traditionellen Männerrolle zu lockern.

Allerdings darf man diese Entwicklungen für die Frau nicht überschätzen. Durch die Erwerbsbeteiligung der Frau ist der Begriff „Doppelrolle“ aufgekommen. Frauen sind zwar in das Berufsleben integriert, aber die Erziehung und Versorgung der Kinder bleibt größtenteils weiterhin der Frau überlassen.

In den neunziger Jahren des Zwanzigsten Jahrhunderts hat BÖHNISCH (2001: 71) einen „Cooling – Out - Prozess“ festgestellt, der sich in Sachen Männermacht und Geschlechterkampf vollzogen hat. Das untermauert er damit, dass Frauen und Mädchen selbstbewusster geworden sind und dadurch trotz der Abwertung der Männer das Gefühl behalten, gebraucht zu werden und somit Macht über die Männer spüren, weil ohne sie manchmal gar nichts mehr gehe. Das könne man bei jungen Leuten beobachten, wo Jungs die Mädchen immer wieder mit sexistischen Abwertungsritualen konfrontieren, aber die Mädchen beziehen es einfach nicht auf sich und schauen schulterzuckend darüber hinweg, nach dem Motto: Männer brauchen das halt, und ich weiß schon wie ich damit umgehen muss.

BÖHNISCH sieht dafür als Ursachen, dass Frauen in allen Schichten ein erhöhtes Selbstbewusstsein erlangt haben, das sich durch frauenemanzipatorische Bewegungen und sozialstaatliche Gleichstellungspolitik entwickelt hat. Außerdem stellt er eine sichtbare Entwertung der Männermacht fest.

FELDMANN-NEUBERT (1991: 295) hat eine Studie über das Frauenleitbild und seine Veränderung von 1948 bis 1988 anhand der Frauenzeitschrift „Brigitte“ gemacht. Als ein Ergebnis konnte sie festhalten, dass die These vom Wandel innerhalb des Weiblichkeitsstereotyps bestätigt wurde. Doch der Prozess des Abbaus der traditionellen Geschlechterrollen ist noch nicht abgeschlossen. In vielen Bereichen sind Frauen immer noch benachteiligt. Zum Beispiel sind immer noch sehr wenig Frauen in Führungspositionen präsent.

Die Geschlechterrollen haben sich insofern gewandelt, dass die Frauen nicht mehr als abhängige und für andere stets verfügbare Wesen gesehen werden, sondern selbstverwirklichte, selbstbestimmte und aktive Menschen

sind. Sie haben jetzt mehr Chancen und Wahlmöglichkeiten als früher, indem sie selber Entscheidungen über ihr Leben treffen können, z. B. über Karriere und Mutterschaft.

Durch gesellschaftliche Differenzierungs- und Individualisierungsvorgänge haben sich die Geschlechterrollen gewandelt und somit auch das Bild der Frauenfreundschaften.

EICHENBAUM & ORBACH betonen die Veränderung der Frauenrolle und der Bedeutung der Frauenfreundschaften dabei. Das Abgrenzen von anderen Frauen und Freundinnen spielte eine große Rolle in der Veränderung der Frauenrolle. Auch durch die Liebe und Zuneigung von Freundinnen konnten Frauen lernen, sich selbst zu lieben.

„Die anderen Frauen ernährten und ermutigten uns bei unserem Weg nach vorne, und so konnten wir wachsen.“ (Dies. 1991: 54).

So konnten Frauen die Weiblichkeit von früheren Generationen und ihre eigene Vorstellung von Weiblichkeit verinnerlichen. Der Kampf der Frauen um Unabhängigkeit in den letzten Jahrzehnten hat ihre Rolle verändert. Sie haben versucht, in Bereiche vorzudringen, die zuvor die Domänen von Männern waren.

HUBER (1994:29) findet, dass seit Frauen mehr in den öffentlichen Raum gehen, sie auch mehr Gefühl für ihren eigenen Wert bekommen haben, ebenso wie für ihre Qualitäten als Freundin.

EICHENBAUM & ORBACH (1991) gehen darauf ein, dass die Bedeutung von Frauenbeziehungen erst in den siebziger Jahren erkannt und zum Thema gemacht wurde. Im Zuge der Emanzipation der Frau das Bild über die Unfähigkeit der Frauen für Freundschaft verblasst.

Weiter schreiben sie, dass Frauenfreundschaften natürlich schon immer für die Betroffenen wichtig waren, aber ihnen die gesellschaftliche Anerkennung nicht zuteil wurde. Sie wurden erst seit den siebziger Jahren thematisiert.

SMITH-ROSENBERG¹⁵ hat herausgefunden, dass Frauenfreundschaften in Zyklen verlaufen sind, die sie folgendermaßen beschreibt:

Es habe Anfang des 19. Jahrhunderts Aufzeichnungen von Frauenfreundschaften gegeben, die auf große Vertrautheit und gegenseitige Zuneigung schließen ließen. Die Frauen waren ausgeschlossen aus einer repressiven Männerwelt und durch physische Distanz separiert. Oft war ihre einzige enge Beziehung nur durch schriftliche Korrespondenzen mit anderen Frauen möglich.

¹⁵ Die Sozialhistorikerin Carroll Smith-Rosenberg beschäftigte sich u. a. mit Geschlechterrollen und Frauenbeziehungen. 1975 erschien von ihr „The female World of Love and Ritual: Relations between women in nineteenth – century America“

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gewannen Frauen an Prestige, Einfluss und Freiheit. SMITH-ROSENBERG sieht hier einen Rückgang dieser sehr engen Beziehungen. Neue Formen sozialer Gruppenbeziehungen traten dafür an ihre Stelle. z. B. Gartenclubs, Frauenvereine, Antialkoholvereinigungen.

Der Kampf um Gleichberechtigung habe die Frauen wieder zusammengebracht und der Freundschaft zwischen Frauen neuen Auftrieb gegeben, was man aber nicht idealisieren sollte, denn SMITH-ROSENBERG ist sich unsicher, ob diese Freundschaften zwischen den Frauen wirklich so tief und eng sind. Für viele Frauen der neuen Generation kämen Job und Karriere, Mann und Familie weit vor Freundschaften (vgl. MILLER 1986: 165).

4.3 Zwischenresümee

Das traditionelle Modell der Männer- und Frauenfreundschaften beinhaltet eine Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, die typisch war für die Gesellschaftsordnung des Patriarchats. Es wurden verschiedene theoretische, auch interdisziplinäre Ansätze gezeigt, wie diese Ungleichheit entstanden sein kann und wie sie sich auf die Geschlechterrollen in der Gesellschaft auswirkt.

Man kann vorerst festhalten, dass das traditionelle Modell der Männer- und Frauenfreundschaften eingebettet war in eine patriarchale Gesellschaft, in der die Frau von Natur aus dem Mann unterlegen war.

Nun wurde gezeigt, dass die Geschlechterrollen sich verändert haben im Laufe der letzten Jahrhunderte. Das müsste auch einen Einfluss auf das Modell der Männer- und Frauenfreundschaften von heute haben.

V. Modell von Männer- und Frauenfreundschaften heute

Bisher wurde auf das traditionelle Modell der Männer- und Frauenfreundschaften und seine gesellschaftliche Einordnung eingegangen. Es existierte in einer Zeit, in der durch die patriarchale Gesellschaftsordnung dieses Modell konstruiert werden konnte.

Im vergangenen Jahrhundert hat sich durch verschiedene gesellschaftliche Prozesse ein sozialer Wandel vollzogen. Die Gesellschaftsordnung des Patriarchats begann zu bröckeln, die Geschlechterverhältnisse wurden neu durchdacht. Diese Vorgänge müssten im weitesten Sinne auch ein neues Modell von Männer- und Frauenfreundschaften konstruiert haben.

Deshalb sollen in diesem Kapitel die Männer- und Frauenfreundschaften, wie sie in der Literatur in der heutigen Zeit dargestellt werden, untersucht werden. Männer und Frauen sollen in ihren gleichgeschlechtlichen Freundschaften verglichen werden.

5.1 Männerfreundschaften

5.1.1 Das einsame Geschlecht?

Können Männer heute noch echte Freundschaften schließen oder bleibt nur das verblasste Ideal von vergangenen Jahrhunderten? Schließlich gab es einmal die Vorstellung von der einzig „wahren“ Männerfreundschaft.

Vor allem vergangene Jahrhunderte sind gezeichnet durch berühmte Männerfreundschaften. Zum Beispiel David und Jonathan in der biblischen Geschichte, und auch im klassischen Griechenland und im antiken Athen sowie in der Romantik gab es Männerfreundschaften und Bünde.

In der heutigen Zeit kann man sich nicht mehr so sicher sein, ob sich dieses Ideal der einzig wahren Männerfreundschaft noch halten kann.

Es existieren über das Thema „Männerfreundschaft“ wenige populärwissenschaftliche Bücher, also Bücher ohne wissenschaftlichen Anspruch, die nur einen Überblick über ein Thema liefern wollen (vgl. u.a. MILLER 1986; POPPE 1988).

Wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit dem Thema gibt es zur Genüge (vgl. u.a. vgl. u.a. WRIGHT 1982; DUCK 1983; ARGYLE & HENDERSON 1986; AUHAGEN 1991; NARDI 1992; SEIDLER 1992; WINSTEAD, DERLEGA & ROSE 1997; STIEHLER 2003).

Im folgenden soll anhand dieser Literatur ein Überblick über Männerfreundschaft gegeben werden.

Der amerikanische Wissenschaftler Stuart MILLER hat 1986 ein populärwissenschaftliches Buch über Männerfreundschaften herausgebracht, in dem er versuchte herauszufinden, warum es so wenig Freundschaft unter Männern gibt. Er beschreibt Männer als das einsame Geschlecht und will in seinem Buch Ursachen aufdecken. Er befragte ca. 1000 Männer in Amerika und Europa nach ihren Männerfreundschaften. Das Ergebnis ist das Buch, das einen Aufschluss über Männerfreundschaften geben soll. Es ist ein Bericht über den Zustand von Männerfreundschaften in der heutigen Welt. Er besteht aber darauf, dass es kein wissenschaftliches soziologisches Buch ist, da er verschiedene soziale Gruppen nicht befragt hat. Er schildert auch seine persönlichen Erfahrungen darin. MILLER (1986: 9) schickt voraus, dass die Beziehungen der Männer im allgemeinen von Oberflächlichkeit, Unaufrichtigkeit und chronischem Misstrauen geprägt seien. Männer ignorieren und verdrängen demnach ihre Einsamkeit, indem sie ihre Erwartungen einfach herunterschrauben.

In diesem Rahmen macht sich MILLER in seinem Buch Gedanken über den Verlust der Vertrautheit zwischen Männern. Er spekuliert, was ein Mann heutzutage ist und wie er in der Gesellschaft gesehen wird.

Dabei kommt er zu folgenden Ergebnissen:

- Jemand, der allein steht ohne Bindungen,
 - Jemand, der seine Kumpel nach der Jugendzeit aufgibt, um sich dem Job zu widmen, zu heiraten und seriös zu werden,
 - sollte er was vermissen, erwartet man von ihm, dass er darüber hinwegsieht und sich keine Gedanken macht,
- Die Gesellschaft scheint der Meinung zu sein, dass ein Mann niemanden braucht, außer vielleicht einer Frau (Ders. 1986: 32).

Um Freundschaft von Bekanntschaft abzugrenzen, versuchte MILLER eine Definition von echter Freundschaft durch Befragung. Dazu folgende Antworten von Männern:

„Echte Freundschaft ist demnach eine Art göttlicher Akt, der zwei Menschen befähigt, Gefühle zu teilen und Gefühle zu haben, die das Leben ihnen fortwährend versagt.“ (Ders. 1986: 24).

„Ein tiefes und kraftvolles, sanftes und entspanntes Gefühl, das man einfach gemeinsam atmet. Und starke Momente, wenn das Gehirn um eine gemeinsame Idee in begierige Aufregung gerät. Eine

Vertrautheit , die bis in die Eingeweide reicht. (...) Da ist keine Spur von Gefahr, Misstrauen oder Bedrohung.“ (Ders. 1986: 25).

So gut sich das anhört, MILLER (1986: 54) hat in Amerika erschreckend negative Ergebnisse zu Männerfreundschaft erhalten. Männer kommen zwar zusammen, machen etwas zusammen, reden über alte Zeiten und manchmal sogar über ihre Probleme, aber den Beziehungen fehle es an Tiefe.

Resigniert reiste er nach Europa mit idealisierten Vorstellungen von den europäischen Männerfreundschaften. Doch auch hier wurde er enttäuscht. Die Männer erklärten ihm, dass es in Italien, England und Deutschland ähnlich aussehe wie in Amerika.

Die Ergebnisse in Amerika wie in Europa waren für MILLER in gleichem Maße erschreckend. Aber er konnte doch einen Unterschied feststellen, zwischen beiden Kontinenten.

Die Europäer unterscheiden sich demnach von dem Amerikaner dadurch, dass ein Mann, wenn er eine Beziehung eingehe, von der langen Dauer dieser Beziehung ausgehe, und dass diese nicht beendet wäre, selbst wenn man sich lange nicht gesehen hätte. In Amerika dagegen würden Freunde, die man aus den Augen verloren hätte, als verloren gesehen werden, ohne Erwartung des Andauerns der Beziehung (Ders. 1986: 144 f.).

Das erklärt sich MILLER durch den rigorosen Individualismus, der in Amerika herrsche, während es in Europa eine gewisse Verpflichtung gäbe, für die Bedürfnisse des anderen da zu sein, den Forderungen anderer zu entsprechen. Die Folge wäre eine höfliche Konformität, die solch einen Individualismus wie in Amerika nicht zuließe.

Durch MILLERS Werk über Männerfreundschaften wird das Bild vermittelt, dass Männer das einsame Geschlecht und enge Beziehungen unter ihnen rar sind, sowohl in Amerika als auch in Europa.

MILLER schildert weiterhin in diesem Buch seinen eigenen verzweifelten und oft wiederholten Versuch einen Freund zu finden.

Durch dieses Buch bekommt der Leser einen pessimistischen Eindruck bezüglich Männerfreundschaften, und die These der wahren Männerfreundschaft wird nicht bestätigt.

Die Titelstory der Zeitschrift Stern (4/2001) lautete einmal „Männer-Freunde Das einzig wahre!“. Darin erzählen Männer über ihre Freundschaften und was sie einzigartig macht. Gleichzeitig werden dem Leser aber auch Ergebnisse der Studie „Männer im Aufbruch“ von dem Bochumer Sozialwissenschaftler Rainer VOLZ und Paul

ZULEHNER, Professor am Ludwig - Boltzmann Institut in Wien präsentiert. Der Studie zufolge haben 90 % der Männer mindestens einen Freund. Doch auf die Frage, an wen sich Männer bei Sorgen wenden würden, antworteten nur 38%, dass sie einen Freund des Vertrauens haben. Aber auch das halten andere Experten für geschönt.

„Maximal zehn Prozent haben eine authentische, enge Männerfreundschaft“ (Ders. 2001: 38), schätzt der auf Männerleiden spezialisierte Arzt Haydar KARATEPE. Die meisten Männer haben eine große Anzahl von Bekannten, bei denen aber die Welt nicht untergehe, wenn sie sich aus den Augen verlieren, sagt er.

In dieser Titelstory des Sterns werden einige wirklich enge Männerfreundschaften vorgestellt, die dann aber laut Aussagen von Experten und Wissenschaftlern als Raritäten bezeichnet werden. Was ist dann aber mit den oben genannten einzig „wahren“ Männerfreundschaften passiert? Gibt es sie gar nicht mehr wirklich, oder übertreiben die Wissenschaftler mit ihrem Pessimismus bezüglich Männerfreundschaften?

5.1.2 Gemeinsam etwas unternehmen

Männerfreundschaft wird in der wissenschaftlichen Literatur übereinstimmend als Beziehungsform mit instrumentellem Charakter bezeichnet (vgl. u.a. WRIGHT 1982; ARGYLE & HENDERSON 1986; AUHAGEN 1991; HUBER 1994; STIEHLER 2003).

Dieser instrumentelle Charakter wird häufig beschrieben.

Männer agieren miteinander über Rollen, laut BELL (1981: 78). Sie handeln außen- und rollenorientiert. Ein Mann sehe nicht den ganzen Menschen, sondern eine Person mit bestimmten Rollen. Zum Beispiel ist der eine für ihn ein „Sauftourpartner“, der andere ein Tennispartner und der nächste ein Gesprächspartner. Deshalb seien Männer auch in speziellen Gruppen über Aktivitäten organisiert.

WRIGHT (1982) hat dazu eine passende Formulierung gefunden.: Er charakterisierte Männerfreundschaften als „side by side“. (Ders. 1982: 8). Das bedeutet, dass sie gemeinsam Seite an Seite agieren. Zusammen erleben und unternehmen sie etwas.

ARGYLE & HENDERSON (1986: 85) beschreiben es sogar als die traditionelle Männerrolle in Freundschaften, dass Männer Aktivitäten mit ihren Freunden teilen, sie etwas zusammen machen.

Das heißt, dass Männer aufgrund ihrer Geschlechterrolle typischerweise gemeinsam etwas unternehmen, gemeinsame Hobbys ausführen.

In der Zeitschrift STERN werden Männerfreundschaften folgendermaßen dargestellt:

„Erwachsene Männer sind vor allem meistens Kollegen, Kumpel und Komplizen. Sie verbringen die Zeit mit Männersachen machen, Steckenpferde pflegen, Spaß haben. Frauenfreie Zeit im Leben ist einfach klasse.“ (2001: 38).

Auf einer Internetseite über Männerfreundschaften steht zu lesen, dass einer psychologischen Studie (des Instituts für Rationelle Psychologie in München) zufolge Männerfreundschaften zu vierundfünfzig Prozent aus gemeinsamen Unternehmungen, zu vierundzwanzig Prozent aus Gesprächen über Arbeit, Karriere, Politik und zu neunzehn Prozent aus Gesprächen über sich selbst bestehen. Nur vierzehn Prozent der untersuchten Männer hätten einen richtigen Freund, auf den sie sich hundertprozentig verlassen könnten.¹⁶

Diese Zahlen bestätigen die Aussagen des STERNS und MILLERS, dass nur ein sehr geringer Anteil der Männer eine wirklich enge Freundschaft hat. Deutlich wird, dass Männer meistens etwas zusammen unternehmen, es aber dabei bleibe und an persönlichen Gesprächen oft fehle.

„Männer tun etwas zusammen – ob sie nun auf Berge kraxeln, ein Vereinshaus bauen, zusammen eine Sauf tour machen oder sich gegenseitig in der Karriere fördern.“ (STIEHLER 2003: 9).

STIEHLER, der befreundete Männer interviewte, fasst den Charakter von Männerfreundschaften zusammen: *„Männer konzentrieren sich über das Miteinander aufeinander. Die Verbindung von gemeinsamer Aktivität und gemeinsamen Erleben gilt als primärer Beziehungsträger männlich geprägter Freundschaft.“* (Ders. 2003: 217). Der geteilte Erlebnisschatz wirke substantiell und gestaltend in der Männerfreundschaft.

Diese Beschreibungen bestätigen den instrumentellen Charakter von Männerfreundschaften.

STIEHLER (2003: 222) sieht bei Männern eine Orientierung an der ganzen Person vorliegen, im Gegensatz zu BELL, der nur eine Orientierung an bestimmten Rollen von Männern sieht.

Männer definieren also ihre Freundschaft über gemeinsame Aktivitäten. Dabei lassen sich laut STIEHLER zwei Grundformen unterscheiden.

1. Intensive Grundinteressen, wobei gemeinsame Erlebniswelten den Raum zur Entwicklung von Nähe und Vertrauen bilden.

¹⁶ Vgl. Webmaster: Männerfreundschaften. Unmöglich, selten, komisch, bereichernd? www.ccr-medien.de/modules.php?op=modload&name=News&file=article&sid=615; Stand: 21.01.2004

Das können zum Beispiel Urlaub im Hochgebirge, klettern gehen o.ä. sein. Diese gemeinsame Aktivitätsform zeichnet sich durch eine relativ hohe Kontakt – und Zeitintensität und gemeinsame physische Anstrengung und Zielorientierung aus.

2.Alltägliche Aktivitäten, wobei Unternehmungen wie Besuche, Spaziergänge und Kneipentreffs im Vordergrund stehen.

Diese gemeinsame Aktivitätsform zeichnet sich durch geringeren Zeitrahmen, eingeschränkte Intensität des Arrangements und flexible Ausgestaltungs- und Themenvielfalt aus.

Über den Verlauf von Männerfreundschaften erklärt STIEHLER (2003: 219), dass in der Anfangsphase die intensiven Grundinteressen einen hohen Stellenwert einnehmen würden, und später bei den Interviewten immer weniger etwas gemeinsam unternommen wurde, und die alltäglichen Aktivitäten mit der Freundschaftsdauer in den Vordergrund treten würde. Aus diesen Beispielen wird ersichtlich, dass Männer viel gemeinsam unternehmen und sich in ihren Freundschaften über die gemeinsamen Aktivitäten definieren. Darüber besteht in der Literatur ein großer Konsens.

Auf einer Internetseite über Freundschaften schreibt AMSTUTZ zu Männerfreundschaften, dass diese sich nicht so gern und üblich als „beste“ Freunde bezeichnen. Sie reden eher von Kollegialität, der Schul- oder Militärzeit.

Es gibt aber auch sogenannte Männergruppen, die sich regelmäßig treffen und über ihre privaten oder beruflichen Probleme reden, zusammen Musik hören oder gemeinsam kochen.¹⁷

Auffallend ist dabei, dass sich für derartige Aktivitäten extra Gruppen zusammenfinden müssen.

In der Literatur wird größtenteils der Eindruck vermittelt, dass Männer in ihren Freundschaften gemeinsam etwas unternehmen und über alltägliche Dinge und Probleme reden. Gespräche scheinen nicht so im Vordergrund zu stehen.

Männer sind trotzdem nicht einsam. Sie unternehmen viel, gehen gemeinsam auf „Sauftour“ und bereden die Probleme, die die Welt bewegen. Der Knackpunkt der Männerfreundschaften liegt in der Qualität der Freundschaft, bzw. was Männer von der Freundschaft haben. Den Männern fehlt es anscheinend nicht an Bekannten, sondern an richtigen Freunden, die für sie die im Kapitel 1.3 beschriebenen Funktionen erfüllen können. Es wird größtenteils in der Literatur der instrumentelle Charakter der Männerfreundschaften betont.

¹⁷ Vgl. Amstutz, Gertrud: Die beste Freundin – der beste Freund.
<http://www.vitaswiss.ch/?a=archiv-03-01-1>, Stand: 1/2003

5.1.3 Intimität und Vertrauen in der Männerfreundschaft

In Kapitel 1.2 wurde festgelegt, dass Intimität und Vertrauen Kennzeichen von enger Freundschaft sind. Was kann man über Intimität und Vertrauen als Indikator für enge Männerfreundschaften aussagen? In der wissenschaftlichen Literatur gibt es darüber verschiedene Ausführungen.

Einerseits gibt es die pessimistische Ansicht.

Zum Beispiel argumentiert BELL (1981: 61), dass Männer ihre Gefühle nicht zeigen, weil das unmännlich wäre. Sie tun zwar Dinge gemeinsam, aber sie wissen dabei nicht, was in ihnen vorgeht.

MILLER (1986: 26 f.) dagegen sieht Männerfreundschaft vor dem Hintergrund des üblichen Rivalitäts- und Konkurrenzverhalten – Mann gegen Mann. In der modernen Wettbewerbsgesellschaft sind Männer potentielle Feinde.

Hierarchien von Macht, Geld, Berühmtheit, Leistung und Eroberung von Frauen führen zu einer ständigen Anspannung zwischen Männern. Dafür gäbe es aber auf der anderen Seite auch Lockerheit und Entspannung mit dem Freund. Eine heitere Erregung und Lässigkeit, die zu körperlichen Entspannung führen kann.

Bei einem richtigen Freund habe der Mann das Gefühl der Sicherheit, dass dieser eine Mann keine Bedrohung darstellt. Das Besondere an der Männerfreundschaft ist, dass sie das Gefühl haben, dass ihnen der Rücken gestärkt wird von einem anderen Mann, obwohl sie immer auf der Hut sind vor anderen Männern.

MILLER spricht von einer kulturbedingten Abneigung der Männer gegen die Männlichkeit und den männlichen Körper. Bei dem Anblick eines anderen Mannes spürt der Mann Entfremdung. Bei einem richtigen Freund ist diese Entfremdung weg, laut MILLER. Hinter dem zotteligen Äußeren ist dann ein Herz, Mut und Verständnis zu finden.

MILLER beschreibt das Besondere an Männerfreundschaft dadurch, dass man seine ständige Angriffshaltung überwindet durch das gemeinsame Wissen um Siege und Niederlagen zusammen mit fürsorglicher Akzeptanz der Männlichkeit des anderen.

Des weiteren unterstellt MILLER, dass besonders amerikanische Männer raubeinig im Umgang mit anderen Männern wären, was sich durch puffen, Schlag auf die Schulter ironisches witzeln oder kämpferisches Gebaren ausdrücken kann. In der amerikanischen Kultur ist es scheinbar nicht üblich unter Männern die Zuneigung offen zu zeigen, so MILLER. Aber gerade durch dieses frotzeln und ironische kritisieren der Männer, entstehe ein Gefühl von Intimität und Entspanntheit (Ders. 1986: 30 f.).

Einige Aspekte enger Männerfreundschaft, die MILLER im Zuge seiner Befragungen herausfand beschreibt er folgendermaßen:

- Bereit zu sein für anderen ein Risiko einzugehen,
- Sich bei ihm entspannen zu können,
- Sich sicher zu fühlen,
- Mit Konkurrenzdenken aufzuhören, ebenso wie mit der Entfremdung und Selbstentfremdung,
- Andere Männer mit Freude gerecht beurteilen zu können,
- Gefühl die eigenen Vitalität und den Selbstwert zu steigern,
- Freund im Herzen zu bewahren (Ders. 1986: 26 f.).

MILLER sieht also, dass Intimität und Vertrauen durchaus in Männerfreundschaften vorhanden sind, aber sich aufgrund des Rivalitätsdenkens der Männer schwieriger gestalten.

SEIDLER (1992: 22) teilt die pessimistische Ansicht mit BELL und betont, dass Männer Freunde brauchen um auszugehen und Dinge zu unternehmen, aber nicht für den emotionalen Austausch mit anderen. Männer wollen auch füreinander da sein, aber nicht um Gefühle auszutauschen.

WINSTEAD, DERLEGA & ROSE (1997: 120) betonen die Wichtigkeit der Aktivität als Rahmen für Intimität bzw. als Intimität. Bei ihrer Befragung von Männern zu Intimität in ihren Männerfreundschaften äußerten diese, dass gemeinsame Aktivitäten mit dem Freund für sie Intimität bedeute.

„Zusammen richtig stark fühlen“, *„sich total gut verstehen“*. (STIEHLER 2003: 223). Das drücke die Intimität von Männerfreundschaften aus.

Laut STIEHLERS Befragung von zwei Freunden, ist Intimität in Männerfreundschaften das Ergebnis gemeinsamer Aktivitäten. Dabei tauschen sich Männer Meinungen aus, geben Ratschläge und empfangen welche. Das geschehe aber ohne direkte Einmischung in die Entscheidungsprozesse, was auch gar nicht erwartet werden würde. Männer wollen einfach nur mal ihr Herz ausschütten, ohne konkrete Erwartung von Lösungsvorschlägen.

„...geht es nicht darum Konsens zu schaffen, sondern unter Wahrung der eigenen Identität sich offen zu äußern und vorbehaltlos Verständnis zu finden.“ (Ders. 2003: 220).

Ein intimes Gespräch unter Männern erfordere viel Vertrauen und Verschwiegenheit. Solche Gespräche fänden meistens in Zweisamkeit statt und in einem gegenseitig verbindenden Handlungsrahmen, so STIEHLER.

Männer hätten oft verschiedene Gesprächspartner für verschiedene Themen und Inhalte. Gesprächsinhalte wären meist der Alltag und die Probleme darin, das subjektive erleben von unpersönlichen Zusammenhängen, z. B. Politik, oder gemeinsame Interessen und

Zukunftsansichten. Seltener gehe es direkt und gezielt um personengebundene Probleme im privaten Bereich, Familie, Beziehungen oder Befindlichkeiten, laut STIEHLER (2003: 221).

Charakteristisch für Männerfreundschaften sei die Vermeidung von Direktheit. Aber trotzdem die Direktheit fehle, sind die Gespräche nicht oberflächlich. Die von STIEHLER interviewten Personen haben eine positive Wahrnehmung und Einstellung bezüglich der Intimität ihrer Gespräche. Es finde immer ein Informationstransfer statt und wenn sich die Freunde schon lange kennen und Vertrauen aufgebaut haben, wäre es wie ein blindes Verstehen. Das mache den Intimitätscharakter der Freundschaft zwischen Männern aus (Ders. 2003: 222 f.).

Männer sehen aber in ihren Freundschaften auch eine wichtige Unterstützungsquelle, die emotionale und instrumentelle Hilfe biete. Voraussetzungen für die emotionale Unterstützung wären eine feste Vertrauensbasis, Verschwiegenheit gegenüber Dritten und die Gewissheit sich nicht rechtfertigen zu müssen (vgl. WINSTEAD, DERLEGA & ROSE 1997; STIEHLER 2003).

Bezüglich der Selbstöffnung vor Freunden sagt STIEHLER (2003: 224 f.), dass die männliche Geschlechtsrolle die Selbstöffnung regelt. Selbstöffnung geschieht vor Dritten nicht so, wie in der trauten Zweisamkeit. Deshalb sind Aspekte der Selbstoffenbarung schon ein Zeichen großer Intimität zwischen Männern. Darüber hinaus können Männer bei gemeinsamen Erlebnissituationen oft unausgesprochene Übereinstimmungsgefühle erleben. Emotionen entwickeln sich aus der Vertrautheit heraus, als Zeichen von Freude. Dies kann sich auch in einer kurzen Berührung ausdrücken oder der Mimik.

Die Meinungen sind gegensätzlich. Einige Autoren betonen, dass Männer nicht gerne Gefühle zeigen und sich dementsprechend auch nicht öffnen. Sie möchten demnach lieber etwas zusammen unternehmen, statt sich gegenseitig mit ihren Problemen zu beschäftigen.

Männerfreundschaften werden aber auch durchaus als intim dargestellt. In einem gemeinsamen Handlungsrahmen, können Freunde sich voreinander öffnen. Eine weitere wichtige Voraussetzung ist Vertrauen. Bezeichnend ist, dass in der chronologischen Abfolge der Literatur die Ansicht über Intimität in Männerfreundschaften immer positiver dargestellt hat.

5.1.4 Konflikte in Männerfreundschaften

Bezüglich des Umgangs mit Konflikten bemerkt STIEHLER (2003: 221), dass Männer versuchen würden sie zu vermeiden. Sie reagieren bei Disputen mit Zurücknahme, Verschlussenheit, sich entziehen und Abwarten. Bei ernsteren Auseinandersetzungen kann es zu Kontaktvermeidung und sogar zum Abbruch der Freundschaft führen. Es wird selten versucht den Konflikt gemeinsam zu lösen, laut STIEHLER.

Konfliktsituationen entstehen im Zusammenhang mit dem Verhalten der Freunde, mit Meinungen und Werten, mit Ansprüchen an die Freundschaft, mit Konkurrenz sowie mit Themen der Haushaltsführung in Wohngemeinschaften, laut einer Befragung von 11 Männern im Rahmen der Diplomarbeit von LEHNEN (1999)¹⁸.

Auffallend ist, dass vermeidendes Verhalten überwiegend bei Konflikten berichtet wird, die sich auf Ansprüche an die Freundschaft beziehen. Das offene Ansprechen dieser Konflikte bedeutet für die Männer möglicherweise, sich dem anderen gegenüber öffnen zu müssen, d.h. dem Freund Gedanken und Gefühle mitzuteilen, was wiederum ein Anwachsen von Intimität zwischen den Freunden bedeuten würde. Gründe für Konfliktvermeidung sind somit möglicherweise in Abhängigkeit von bereits bestehender Offenheit, Nähe und Intimität in der Freundschaft zu betrachten sowie vor dem Hintergrund, welche Konsequenzen für ein anderes Konfliktverhalten erwartet werden (Ders. 1999: 87).

Abschließend kann man vermerken, dass die These der wahren Männerfreundschaft in der Literatur der letzten Jahrzehnte nicht bestätigt wird. Oftmals wird durch die Autoren ein eher pessimistisches Bild der Männerfreundschaften vermittelt. Männer gelten zwar nicht als einsam, hätten aber kaum eine Person, mit der sie über ihr Innerstes reden würden.

Männerfreundschaften werden als aufgabenorientiert und instrumentell beschrieben. Sehr bezeichnend ist die gemeinsame Aktivität als Grundlage jeglicher Intimität. Selbstöffnung fällt Männern in Freundschaften eher schwer. Lieber machen sie etwas zusammen, um über alltäglichere Dinge, als über eigene Probleme zu reden.

Die Frage ist nun inwieweit diese einzig „wahre“ Männerfreundschaft einer wahren Freundschaft entspricht. Möglicherweise ist für Männer die Form der Freundschaft, wie sie sie pflegen, die „wahre“

¹⁸ Vgl. Lehen, Dirk (1999): Konflikthafte Auseinandersetzung in gleichgeschlechtlichen Freundschaften heterosexuell orientierter Männer.

Freundschaftsform. Jedoch kann man oft lesen, dass die Männer unzufrieden sind mit ihren Freundschaften zu Männern.

Fraglich ist jedoch auch, inwiefern diese Ausführungen über Männerfreundschaften der Realität entsprechen, bzw. die Ergebnisse der Studien über Männerfreundschaften die Realität wirklich widerspiegeln.

5.2 Frauenfreundschaften

Wie ist es nun aber mit den Frauenfreundschaften und der eingangs erwähnten These der Unfähigkeit der Frauen für Freundschaften, wie es in vielen wissenschaftlichen Veröffentlichungen über Freundschaften immer wieder zur Sprache kam?

VAHSEN schreibt auf der Internetseite des „Feministischen Blattes“, dass Frauenpaare so alt sind wie die Welt und sich bereits in der Antike nachweisen lassen, und dass Frauenfreundschaften als soziale Form des Umgangs miteinander in ihrer historischen Gesamtheit und Bedeutung noch zu entdecken sind.¹⁹

Über Frauenfreundschaften gibt es genau wie über Männerfreundschaften, wenig populärwissenschaftliche Literatur (vgl. u.a. EICHENBAUM & ORBACH 1991; DRACKER & WERNER 2004).

Wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit dem Thema „Frauenfreundschaften“ existieren dagegen einige. Meist wurde sich mit Männer- und Frauenfreundschaften im Vergleich beschäftigt, weshalb hier auch u.a. die gleichen Autoren zu nennen sind, wie bei Männerfreundschaften (vgl. u.a. WRIGHT 1982; DUCK 1983; ARGYLE & HENDERSON 1986; AUHAGEN 1991; O’CONNOR 1992; HUBER 1994; WINSTEAD, DERLEGA & ROSE 1997). HUBER und O’CONNOR handeln in erster Linie über Frauenfreundschaften.

Im folgenden soll das Freundschaftsbild von Frauen in der Literatur dargestellt werden.

¹⁹ Vgl. Vahsen, Mechthilde: Frauenfreundschaften: Spurensuche quer durch die Jahrhunderte. <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/frauenarchiv/ddorfautorinnen/vahsen/wiss.html>, Stand: 4/2000

5.2.1 Eine Gefährtin fürs Leben

DRACKER & WERNER (2004) haben ein populärwissenschaftliches Buch über die einzig wahren Freundinnen geschrieben. Interessant ist, dass auch bei diesem Buch, genau wie bei MILLERS Männerfreundschaft (1986) nicht von der einzig „wahren“ Männerfreundschaft ausgegangen wird.

Für DRACKER & WERNER bedeutet Frauenfreundschaft etwas existentielles.

„Hätten die Frauen ihre Freundinnen nicht, wären sie ganz schön aufgeschmissen.“ (Dies. 2004: Umschlag).

In ihrem Buch gehen sie auf die Suche danach, was Frauenfreundschaften ausmacht, wie sie entstehen und wieder entzwei gehen.

Das Ergebnis ist ein Hinweis darauf, wie sehr Frauen doch zu Freundschaft fähig sein müssen, dass Frauenfreundschaft meistens ein grundlegender Bestandteil in jedem Leben einer Frau ist.

Frauenfreundschaften werden durchleuchtet von der Kindheit bis ins Alter. Facetten der Frauenfreundschaften werden dargestellt und Beispiele warum Frauenfreundschaften so existentiell sind. Dieses Buch bietet einen informativen und witzig geschriebenen Überblick über die Bedeutung der Frauenfreundschaften.

Frauen sind sich demnach auch sehr über die Qualitäten einer Freundin bewusst.

DRACKER & WERNER (2004: 181) befragten bei der Recherche Frauen zu den Wunscheigenschaften einer Freundin. Die Liste dieser Eigenschaften ist sehr lang:

Die Wunschfreundin der Befragten wäre demnach interessant und charismatisch und jemand, mit dem man Aufsehen erregen könnte. Sie sollte ihren eigenen Kopf haben, aber trotzdem die Gedanken und Gefühle teilen können. Sie sollte zuhören können, aber auch gleichzeitig Ratschläge zu Problemen geben können. Außerdem sollte sie sich selbst mögen, aber auch zielstrebig, spontan und aufgeschlossen sein. Ähnliche Interessen, Humor und Selbstironie wurden von den Befragten noch als Wunsch geäußert.

Eine Freundin sollte außerdem nicht nachtragend oder vorwerfend sein, wenn die Freundin wegen dem Job oder dem Mann weniger mit ihr unternehmen kann. Sie sollte nicht perfekt sein und immer alles richtig machen, sondern kann auch viele Ecken und Kanten haben. Herz und Gefühl sollte sie haben, was als wichtiger beschrieben wird, als eine perfekte Figur. Transparenz, Offenheit, Unterstützung, aber

auch Gemeinsamkeiten werden von einer Freundin erwartet (Dies. 2004: 182).

Daraus geht hervor, dass Frauen hohe Ansprüche an eine Freundin haben und demzufolge auch auf gute Freundschaft großen Wert legen.

Insgesamt werden Frauenfreundschaften, die sich durch das ganze Leben ziehen können, bei DRACKER & WERNER (2004) als etwas durchweg positives empfunden und dargestellt.

5.2.2 „Frauengespräche“

Das auffälligste Charakteristikum von Frauenfreundschaften ist die Kommunikation zwischen Frauen.

WRIGHT (1982: 8) hat Frauenfreundschaften passender Weise als „face to face“ charakterisiert. Das heißt, dass Frauen auf ihre Gesprächspartnerin orientiert wären, und sich miteinander aufeinander konzentrieren würden.

Dass Frauen gerne miteinander reden belegt eine Studie von AUHAGEN (1991: 62), die die Methode des Doppeltagebuches angewendet hat, um Aussagen über Freundschaft im Alltag machen zu können. Die Ergebnisse besagen, dass Frauen eine sehr hohe Kontakthäufigkeit über Telefon hätten.

HUBER bestätigt dieses Charakteristikum.

„Das Wichtigste, was Frauen in ihren Freundschaften zusammen tun (und sie verbringen die meiste Zeit damit), ist miteinander zu sprechen.“ (Dies. 1994: 9).

Der zentrale Faktor in den Gesprächen ist die gegenseitige Bestätigung, wie HUBER (1994) bemerkt. Frauen wollen verstanden werden.

Eine Freundin wird von HUBER (1994: 10) so beschrieben, dass man zu ihr gehen könne und alles sagen, was einem in den Sinn käme. Dort könne man alles rausprudeln, ohne zu sortieren und zu zensieren. Eine Freundin ist sozusagen ein „seelischer Mülleimer“, was hier im positiven Sinn gemeint sein soll.

Frauen reden offen über individuelle und private Probleme. Gerne reden sie auch über Beziehungsprobleme. Wenn eine Frau Probleme mit ihrem Mann oder Freund hat, spricht sie laut HUBER (1994) als erstes mit ihrer Freundin darüber, bevor sie zu ihrem Partner geht.

Die Familien-Expertin EDER verrät auf einer Internetseite für Frauen, wie sie ihre Freundin sieht. Sie hat immer ein offenes Ohr für ihre

Nöte, und weiß auch immer Rat. Den kleidet sie jedoch so geschickt in eine Frage, dass sich die Freundin nicht bedrängt fühlen muss und dennoch immer den Kern trifft. Das kann ihr insofern helfen, dass sie sich nicht mehr mit dem Problem allein fühlen muss und es mal aus einer anderen Perspektive sieht.

Außerdem verbringen sie aber auch gemeinsam äußerst fröhliche Zeiten miteinander. Sie machen Wies`n – Bummel mit den Töchtern, gehen ins Kino oder zu Geburtstagsfeten oder gehen Essen, „...und immer wieder verständnisvolle, aufbauende Zweigespräche über Gott und die Welt, bei denen immer viel gelacht wird.“²⁰

Das fundamentale an Frauenfreundschaften sind ihre Gespräche, in denen sie sich bei Problemen unterstützen und gegenseitig aufbauen. Frauen haben ein generelles Bedürfnis, Dinge die geschehen sind, Dinge die sie bewegen, mit ihrer Freundin zu bereden und zu analysieren. Oft sieht die Welt hinterher gar nicht mehr so schlimm aus.

Aber Frauen reden nicht nur, sie unternehmen auch gern etwas gemeinsam.

5.2.3 Intimität und Vertrauen in der Frauenfreundschaft

Intimität in Frauenfreundschaften wird übereinstimmend in der Literatur durch gegenseitige emotionale Unterstützung und Selbst-Öffnung definiert (vgl. u.a. BELL 1981; ARGYLE & HENDERSON 1986; EICHENBAUM & ORBACH 1991; O´CONNOR 1992).

BELL (1981: 60) bemerkt, dass Frauen wenig spezielle, segmentierte Freundinnen hätten, z.B. eine, mit der sie nur Tennis spielen oder eine, mit der sie nur auf Shoppingtour gehen. Frauenfreundschaften würden laut BELL immer die ganze Person der Freundin und nicht nur bestimmte Rollen, die die Person für sie einnimmt, betreffen. Deshalb haben Frauen auch meist mehrere enge Freundinnen mit der gleichen Intimität.

ARGYLE & HENDERSON (1986: 85) sehen die Geschlechterrolle der Frauen darin, dass sie in Freundschaften Vertrauen und emotionalen Rückhalt gewähren.

Die extreme Bindungsfähigkeit von Frauen, die sich auch in ihren Freundschaften niederschlägt, betonen EICHENBAUM & ORBACH (1991: 56). Sie erwähnen ein Beispiel, bei dem zwei Freundinnen in

²⁰ Vgl. Eder, Ruth: Frauenfreundschaften. Wohl dem der eine Freundin hat.
<http://www.womenweb.de/bodyhealth/sonstiges/artikel.4142.html>, Stand: 19.07.2004

einem Restaurant sitzen und die eine der anderen erzählt, dass sie das letzte halbe Jahr verzweifelt versucht hat schwanger zu werden. Beim Verlassen des Restaurants betritt eine Frau mit zwei kleinen Kindern den Raum. Die Freundin spürt in dem Augenblick, welchen Schmerz der Anblick der Mutter mit ihren Kindern ihrer Freundin bereitet haben musste. Sie berichtete sogar, dass sie den Schmerz selber spürte.

O`CONNOR beschreibt Intimität der Frauenfreundschaften folgendermaßen:

„Jemand dem man vertrauen kann“, „Jemand den ich um Hilfe anrufen kann“ (Dies. 1992: 29).

Die durchgängige Geschlechterrolle von Frauen in ihren Frauenfreundschaften wird von AUHAGEN & SALISCH (1993: 222) als affektiv und sozial bezeichnet.

„Diese Emotionalität, Wärme, Zärtlichkeit, Herzlichkeit, Zuneigung, dieses Verstandenwerden, diese Intimität und Tiefe, das bekommen Frauen ihr Leben lang im Wesentlichen von anderen Frauen.“ (HUBER 1994: 21).

Auf einer Internetseite kommt der Intimitätsaspekt von Frauenfreundschaften deutlich zum Ausdruck.

„Sie erobern die Welt, die Männer und die tollsten Jobs - zumindest in ihren Träumen, die beste Freundinnen detailliert miteinander teilen. In stundenlangen Telefongesprächen, an gemütlichen Abenden auf dem Sofa, während ausgedehnter Kneipentouren. Sie wissen alles immer zuerst: wenn ein neuer Traummann auftaucht und wenn die Krise naht, kennen kleine und große Macken, Problemzonen und die momentane Psycho-Lage: Freundinnen sind da, wenn Frau sie braucht - ob zum Kinderhüten, als akute Krisenmanagerin oder Karriereberaterin.“²¹

AMSTUTZ zitiert auf einer Internetseite über Freundschaften die Psychologin Verena KAST, für die in einer Frauenfreundschaft die höchsten Werte einer menschlichen Beziehung zu finden sind: Achtsamkeit, Verfügbarkeit und Verlässlichkeit.

Das Besondere an Frauenfreundschaften sind laut KAST, dass Frauen bei der Freundin Nähe und Wärme spüren können, schwach und stark sein und sich aufeinander verlassen können in guten und in schlechten Tagen. Sie müssen sich nicht verstellen oder eine Rolle spielen.²²

Die Familien-Expertin Ruth EDER rät jeder Frau zu einer engen Freundin auch neben dem Partner.:

„Immerhin sind Frauen-Freundschaften oft weit langlebiger als Liebesbeziehungen und sie bieten ein Riesen-Potenzial: Sie helfen uns bei

²¹ Vgl. http://www.prosoeben.de/talk/love/beste_freundin_01, Stand: 2003

²² Vgl. Amstutz, Gertrud: Die beste Freundin – der beste Freund. <http://www.vitaswiss.ch/?a=archiv-03-01-1>, Stand: 1/2003

der persönlichen Entwicklung, sind eine Stütze in jeder Situation und machen das Leben einfach schöner.“²³

Frauen sind im Leben füreinander die wichtigsten emotionalen Bezugspersonen.

Aus diesen Zitaten und Ausführungen kommt das Bezeichnende in Frauenfreundschaften deutlich zum Ausdruck. Frauen haben sehr enge vertraute Freundinnen. Die Intimität im Sinne von Selbstöffnung, Vertrauen und seelische Unterstützung kommen immer wieder als Kennzeichen von Frauenfreundschaft vor. Die gegenseitige seelische Unterstützung ist zentral in Frauenfreundschaften. Intimität von Frauen bedeutet für sie, dass sie Probleme teilen und damit emotional verletzlich werden vor der anderen, weil sie sich vor ihr öffnen und damit gleichzeitig Angriffsfläche bieten. Die Selbstöffnung spielt in Frauenfreundschaften eine sehr große Rolle, weil sie die Freundschaft enger werden lässt und intimer.

5.2.4 Konflikte in Frauenfreundschaften

Frauenfreundschaften sind sehr intim, aber bergen auch großes Konfliktpotential. Deshalb findet dieses Thema bei vielen Autoren Erwähnung (vgl. u.a. WRIGHT 1982; EICHENBAUM & ORBACH 1991; HUBER 1994; DRACKER & WERNER 2004).

EICHENBAUM & ORBACH (1991) finden für Frauenfreundschaften bezeichnende Aspekte: Verschmelzung, Verlassenheit, Neid, Konkurrenz, Wut, ein stets offenes Ohr. Diese Aspekte zeigen u. a. auch negative Seiten der Frauenfreundschaften.

Frauen sind anspruchsvoll was die Freundschaft angeht und haben Vorstellungen von einer idealen Freundin. Dementsprechend hohe Erwartungen hat Frau von einer Freundin. Deshalb kann eine Freundschaft genauso schnell in Enttäuschung ausarten, wie sie vorher befriedigend und erfüllend empfunden wurde.

Die Familienexpertin Ruth EDER berichtet auf einer Internetseite von der krankhaften Vermeidung von Konflikten bei Frauen-Freundinnen. Demnach sollten Wut, Enttäuschungen und Zorn ehrlich ausgetragen werden, was zu Lösungen und Versöhnung führen kann, denn

²³ Vgl. Eder, Ruth: Frauenfreundschaften. Wohl dem der eine Freundin hat.
<http://www.womenweb.de/bodyhealth/sonstiges/artikel.4142.html>, Stand: 19.07.2004

Konfliktvermeidung stellt oft das größere Problem dar als der Konflikt selbst.²⁴

EICHENBAUM & ORBACH (1991) betonen den Konkurrenzaspekt in Frauenfreundschaften. Frauen werfen einen genauen Blick auf die Erfolge und Leistungen anderer Frauen. Sie stellen sich Fragen z.B. wie es die Freundin schafft immer so frisch und gepflegt auszusehen, aktiv und sportlich zu sein, oder erfolgreich im Beruf.

Sie messen sich an der Freundin und haben dabei auch negative Gefühle, wie Konkurrenz, Wut, Neid und Verlassenheit.

„Gefühle, die anscheinend so hässlich und unakzeptabel sind, dass man darüber nicht reden kann.“ (Dies. 1991: 18).

Diese negativen Gefühle können beträchtlichen Ausmaßes sein und intensiv empfunden werden. Sie können die Verbundenheit schwächen und zerstören, wenn sie nicht aufgearbeitet werden und die Offenheit und das Vertrauen, die zwischen Freundinnen bestehen können, bedrohen. Außerdem werden diese negativen Gefühle meist mit großer Intensität empfunden. Aber Frauen haben Schwierigkeiten mit Konfliktsituationen umzugehen. Sie können die Freundin oft nicht direkt mit dem Konflikt konfrontieren.

„Vielleicht ziehen wir uns zurück, indem wir nicht so häufig telefonieren. Aber wenn es zur Begegnung kommt, so haben wir in neun von zehn Fällen unseren Kummer heruntergeschluckt.“ (Dies. 1991: 28).

Die negativen Gefühle werden also verdrängt und so getan, als wenn nichts wäre. Aber im Unterbewusstsein sind sie noch da und das ist kein schönes Gefühl und kann das Wohlbefinden beeinflussen.

Tritt ein Mann in das Leben zweier Freundinnen, wird die Freundschaft auf eine harte Probe gestellt. Eifersucht kann sich einstellen, weil die eine Freundin nun nicht mehr an erster Stelle steht. Oder Neid, weil man selber nicht dieses Glück der Liebe erleben darf. Aber Freundschaft bedeutet nicht nur, das Unglück der anderen zu teilen, sondern auch ihr Glück zu tolerieren, sagen DRACKER & WERNER (2004: 138). Frauen müssten hier lernen loszulassen. Sie könnten nicht nur vom Leid der Freundin fürs Leben lernen, sondern auch von ihrem Glück profitieren.

HUBER (1994: 23 f.) geht noch genauer auf einen solchen Konflikt ein, den Mädchen in ihren Freundschaften durchleben. Sie bezeichnet ihn als den ersten ernstesten Konflikt, den Freundinnen haben, wenn die eine den ersten Freund hat. Hier wird jede Frauenfreundschaft auf die Probe gestellt. Es kann passieren, dass die engen Freundschaften nachlassen.

²⁴ Vgl. Eder, Ruth: Frauenfreundschaften. Wohl dem der eine Freundin hat.
<http://www.womenweb.de/bodyhealth/sonstiges/artikel.4142.html>, Stand: 19.07.2004

Laut HUBER ist es tabuisiert diese Verletzung anzusprechen, denn die Beziehung zum gegengeschlechtlichen Partner gelte als wichtigste Beziehung in unserer Gesellschaft. So läuft es meist darauf hinaus, dass die eine Freundin den Ärger und die Enttäuschung runterschluckt, und die andere mit einem schlechten Gewissen leben muss.

Die Familien-Expertin Ruth EDER bemerkt, dass man Eifersucht und Neid auch positiv sehen und nutzen könnte, indem man sie als Herausforderung sieht, sich an der Freundin zu messen und sich seiner Stärken und Schwächen immer wieder bewusst zu werden. Dabei kann die Freundin eine wertvolle Spiegelfunktion einnehmen. Frauen müssten sich dann ihre negativen Gefühle zu Nutze machen, aber sie auch ehrlich zugeben können.²⁵

Laut EICHENBAUM & ORBACH (1991: 75) haben Freundinnen eine große Angst vor dem Verlassenwerden in ihrer Freundschaft, weil Identität und Wohlfühl sehr von der Bindung zur Freundin abhängt. Durch ihre starke Verschmelzung miteinander, die gemeinsam erlebten und durchlebten Dinge, Hoffnungen, Freuden und Schmerzen können eine Leere entstehen lassen, wenn eine Freundin verlassen wird durch eine Veränderung.

Zu den schmerzlichsten Gefühlen aber, die Freundinnen in Freundschaften durchleben müssen, zählt laut EICHENBAUM & ORBACH (1991:92) Neid der anderen gegenüber. Dies kann wiederum zu Unbehagen und Scham führen. Neid ist ein Faktor, der die Freundschaft nicht fördert, sondern ihr entgegenwirkt, weh tut, misstrauisch macht und letztendlich Distanz schafft.

HUBER (1994: 27) beschäftigte sich ebenfalls mit Konflikten in Frauenfreundschaften, und argumentiert, dass Frauen es nicht sagen können, wenn sie sich verletzt fühlen. Frauen würden zwar viel miteinander reden, aber selten über die Beziehung zueinander. HUBER vertritt die These, dass Frauen nicht gelernt haben miteinander zu streiten, durch die Angst, die andere könnte sich zurückziehen. Differenzen zwischen Freundinnen können sehr negative Gefühle hervorrufen.

Ein wichtiger Aspekt für das Entstehen von Konflikten zwischen Freundinnen, ist hierbei auch, dass Frauen sich in Freundschaften meist *wie* die andere und nicht *mit ihr* empfinden würden. Sie sind gegenseitige Identifikationspersonen und die Nähe wird meist durch *so sein wie* hergestellt. Wenn eine Frau anders ist, wird das nicht als etwas bereicherndes wahrgenommen, sondern wie etwas bedrohendes, was man selber nicht ist oder kann.

²⁵ Vgl. Eder, Ruth: Frauenfreundschaften. Wohl dem der eine Freundin hat.
<http://www.womenweb.de/bodyhealth/sonstiges/artikel.4142.html>, Stand: 19.07.2004

DRACKER & WERNER (2004: 138) stimmen dem zu indem sie sagen, dass Frauen zwar ähnlich wären, aber eben doch verschieden und dass es das ist, was Frauen akzeptieren müssten.

Sie hätten zwar viele Gemeinsamkeiten, die sie zusammenschweißen, Dinge die sie teilen können. Zum Knackpunkt der Freundschaft können dann Wege werden, die die Freundin allein beschreitet, wo die andere nicht dran teilhaben kann. Wenn Pläne und Ziele auseinander klaffen gibt es Konflikte und ein Gefühl der Entfremdung kann entstehen.

DRACKER & WERNER schreiben über das Ende von Freundschaften zwischen Frauen, dass sie sich feige trennen.

„Statt offenem Abschied: leises Davonschleichen. Statt deutlicher Worte: peinliches Schweigen.“ (Dies. 2004: 215).

Die beste Freundin ist eine eigene feste Beziehung mit eigenen Gesetzen. Je länger die Beziehung dauert, desto beständiger kann sie werden. Gemeinsame Jahre sind von Vorteil, wenn Freundinnen vor dem Punkt stehen, aufeinander zuzugehen oder nicht. Oft denken Frauen nach einem Streit mit der besten Freundin, dass sie das alles gar nicht mehr wollen, aber je länger sich die Freundinnen kennen und je öfter diese kritischen Momente schon da waren, desto stärker ist dann die Einsicht, dass man doch aneinander festhalten will und den Schritt wagt, aufeinander zuzugehen.

In der Literatur wird der Eindruck vermittelt, dass Frauen durchaus zu Freundschaften fähig sind, ja sie sogar sehr enge und intime Freundschaften miteinander führen. Die traditionelle These der Unfähigkeit der Frauen zu Freundschaften hat sich nicht bestätigt.

Bezeichnend ist, dass Frauen sehr viel miteinander reden und sich gegenseitig Vertrauen schenken und emotionalen Rückhalt gewähren, was eine große Intimität entstehen lassen kann.

Der Umgang mit Konflikten fällt Frauen schwer und das Potential an Konflikten ist in Frauenfreundschaften groß.

Fraglich ist jedoch auch hier, genau wie bei den Ausführungen zu Männerfreundschaften in der Literatur, inwiefern diese Darstellungen der Realität entsprechen oder den Erwartungen an die Frauenrolle.

5.3 Vergleich von Männer- und Frauenfreundschaften

Schon wegen den Beschreibungen, die man in der heutigen Literatur über Männer- und Frauenfreundschaften findet, kann sich das Ideal der einzig wahren Männerfreundschaft und der These der Unfähigkeit der Frauen zu Freundschaften nicht bewahrheiten. Dort wird ein Bild von Männern und Frauen dargestellt, dass ganz andere Ergebnisse bringt.

Wissenschaftliche Betrachtungen zu Freundschaften handeln über Männerfreundschaften, Frauenfreundschaften und dem Vergleich zwischen Männer- und Frauenfreundschaften.

In expliziten Vergleichen von Männer- und Frauenfreundschaften in der Literatur kommt es noch deutlicher zum Ausdruck, dass Männerfreundschaften das Ideal ihrer Freundschaft anscheinend an die Frauenfreundschaften abgegeben haben. Die Ergebnisse sind in der deutschen, englischen und amerikanischen Literatur ähnlich.

BELL betont die größere Offenheit der Frauen in ihren Freundschaften. Sie seien treuer als Männer ihren Freunden. Männer würden lieber Dinge zusammen machen .

„The close relationship among women are generally defined as self-revealing and accepting whereas the close relationships between men are subjectively defined in terms of doing things together.“
(Ders. 1981: 61).

Frauen werden als offener und intimer als Männer dargestellt, während Männer in ihren Freundschaftsbeziehungen weniger aus sich heraus gehen und deshalb weniger enge Freundschaften als Frauen haben (vgl. ARGYLE & HENDERSON 1986; AUHAGEN 1993; REID & FINE 1992). Frauen würden über ein besseres Netz an Freundschaften verfügen, auf das sie zurückgreifen können.

AUHAGEN (1991: 9) bemerkt jedoch auch, dass die Geschlechtsunterschiede in den Freundschaften mit zunehmendem Alter immer weniger ausgeprägt sind, weil Männer möglicherweise anfangs ihr Rollenverhalten nicht aufgeben können zugunsten größerer Individualität und Intimität.

Der Stern (4/2001) äußert eine sehr pessimistische Meinung, die besagt dass ein Grossteil der Männer gar nicht das Glück einer lebenslangen wirklich engen Freundschaft erleben dürfen. Kaum eine Jugendfreundschaft der Männer überstehe Ausbildung und Studium. Im Gegensatz zu Frauen falle es den Männern schwerer, je älter sie werden, neue Freunde zu finden. Die Einzige vertraute Person, die den Männern im Alter oft übrig bleibe sei ihre Frau.

Frauen konzentrieren sich in ihren Freundschaften mehr aufeinander, reden häufiger und intensiver miteinander, über persönlichere Angelegenheiten als Männer, laut AUHAGEN (1993: 96). Die gegenseitige Hilfe und emotionale Unterstützung habe bei Frauen einen höheren Stellenwert als bei Männern, was sich in den intimeren Interaktionen ausdrückt.

Nur WINSTEAD, DERLEGA & ROSE haben herausgefunden, dass Männer und Frauen ihre Freundschaften zum gleichen Geschlecht ähnlich beschreiben durch Aspekte wie: Konversation, gemeinsame Interessen, Wissen über den/die andere/n, Anerkennung und Ausdrücken der Anerkennung, glücklich sein, reden, gemeinsame Aktivitäten. Sie sagen, dass Frauen zwar mehr Selbst-Offenbarung leisten und besser zuhören würden als Männer, aber dass Männer- und Frauenfreundschaften eher ähnlicher sind als immer behauptet wird.

„...research indicates that womens and men`s best and close same-sex friendships probably are more similar than they are different.“ (Dies. 1997: 123).

Schauspieler Walter SITTLER aus der ZDF-Serie „Girlfriends“ wird in einem Interview zu den Unterschieden zwischen Männer- und Frauenfreundschaften befragt. Er antwortet:

*„Das läuft tatsächlich anders ab. Frauen reden direkter über persönliches. Bei Männern geht das auch, aber es dauert länger bis es soweit ist.“*²⁶

Bezüglich des Vergleiches von Männer- und Frauenfreundschaften in der Literatur bestätigt sich das Ergebnis, das bei der Beschreibung der Männer- und Frauenfreundschaften schon zu erkennen war. Frauenfreundschaften gelten laut der Literatur als intimer und enger als Männerfreundschaften. Frauen unterstützen sich gegenseitig mehr und öffnen sich schneller vor der Freundin als das zwischen Männern der Fall ist.

Früher wurden Frauen generell als unfähig zu Freundschaften eingeschätzt und in der heutigen Literatur, bzw. der letzten Jahrzehnte, hat sich das Bild gewandelt und Frauen werden in ihren Freundschaften viel positiver dargestellt als die Freundschaften zwischen Männern. Im Gesamteindruck erhält der Leser ein negatives Bild von Männerfreundschaften.

Abschließend kann man vermerken, dass durch den Wandel der Geschlechterrollen dieses, in Kapitel 5 beschriebene, neue Modell

²⁶ Vgl. Maxelon, Claudia : Was Sie schon immer über Frauenfreundschaften wissen wollten. Interview mit Walter Sittler, http://www.liljan98.de/mmws/walter/artikel/zdf_0104.html, Stand: 2004

von Männer- und Frauenfreundschaften entstanden ist, das nicht durch die Abwertung der Frau geprägt ist. Der Wandel der Geschlechterrollen hat das Bild der Männer- und Frauenfreundschaften geändert.

VI. Ursachen für Unterschiede zwischen Männer- und Frauenfreundschaften

Nachdem sich nun herausgestellt hat, dass in dem heutigen Modell, das in der Freundschaftsliteratur vorherrscht, Frauenfreundschaften als eng und intim und gegenüber Männerfreundschaften als positiver dargestellt werden, soll nun nach Ursachen gesucht werden, die diese Unterschiede in der Qualität der Männer- und Frauenfreundschaften hervorrufen.

Im Kapitel 1.2 wurde eine Definition von Freundschaft aufgestellt. Demnach ist Freundschaft: Eine auf Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit beruhende persönliche Beziehung von unbegrenzter Dauer, die durch Austausch intimer Gedanken und Gefühle, und ein hohes Maß an Vertrauen gekennzeichnet ist.

Demnach sind Intimität und Vertrauen bezeichnende Merkmale für funktionierende Freundschaften, die eng zusammenhängen und nun einer genaueren Betrachtung unterzogen werden sollen.

Männer und Frauen sollen auch im Hinblick auf Geschlechterstereotype und ihre Wirkung in gleichgeschlechtlichen Freundschaften untersucht werden.

6.1 Intimität

Intimität, diese „eigentümliche Färbung“, ist Bestandteil jeder Zweierbeziehung, so SIMMEL (orig. 1901-1908, 1992: 351) für den Intimität bedeutet, dass die Verbindung nicht nur auf einen Zweck ausgerichtet ist, sondern die Person als ganzes erfasst, also von der Individualität des anderen abhängt. Wenn eine Person bestimmte Bestandteile eben nur in dieses Verhältnis hinein gibt und die

Gefühle nur in diesem Verhältnis zeigt und gibt, spricht man von Intimität, laut SIMMEL.

Intimität in Freundschaft beruht auf Selbstenthüllung, wie in der Definition von Intimität bei REIS & SHAVER deutlich wird.:

„Intimacy is an interpersonal process that involves communication of personal feelings and information to another person who responds warmly and sympathetically.“ (Dies. 1988: 375).

SCHINKEL bringt ein Modell von REIS & SHAVER an, das auf die Entstehung von Intimität durch gegenseitige Selbstenthüllung hinweist. Demnach muss, wenn zwei Interaktionspartner die Intimität herstellen oder steigern wollen, eine Person A einer Person B eine intime Information übermitteln. Das heißt etwas von seinem „inner self“ zu enthüllen, das den Blick auf das wesentlich Individuelle einer Person freigibt. Diese Selbstenthüllung birgt Gefahren in sich. A macht sich angreifbar, weil er nicht sicher sein kann, ob B nicht diese Information zu seinem Nachteil ausnutzt. Dieses Risiko wird wiederum durch Vertrauen minimiert. Nach der Selbstenthüllung von A, kommt es nun darauf an, ob B positiv darauf reagiert und seinerseits etwas Intimes von sich vor A offenbart (vgl. SCHINKEL 2003: 90 f.).

Aspekte der Selbstenthüllung werden mit folgenden Inhalten definiert: Informationen, die auf das Selbst hinweisen, den persönlichen Zustand, Veranlagungen, Ereignisse in der Vergangenheit und Pläne in der Zukunft, sowie innere Einstellungen, tiefe Gefühle, intime Wünsche (vgl. REID & FINE 1992: 132; DUCK 1983: 68 f.).

Reziproke Selbstenthüllung ist der Kern einer reifen Freundschaft. (SCHINKEL 2003: 88 f.) Durch reziproke Selbstenthüllung entsteht eine freundschaftliche Gemeinsamkeit. Dabei geht es um Intimität und vor allem um Vertrauen.

6.2 Vertrauen

Vertrauen ist für diese Vorgänge die Voraussetzung. Wer nicht vertrauen kann, hat auch Schwierigkeiten etwas von seinem Inneren Selbst zu enthüllen, aus Angst vor Verletzlichkeit und Enttäuschung. Für SIMMEL (orig. 1908, 1983) die ideale Freundschaft eine absolute seelische Vertrautheit. Vertrauen definiert SIMMEL als *„...die Hypothese künftigen Verhaltens, die sicher genug ist, um praktisches Handeln darauf zu gründen...“* (vgl. SCHINKEL 2003: 34). LUHMANN hat Vertrauen systemtheoretisch untersucht. Er unterscheidet in seinem Buch zwischen Vertrautheit und Vertrauen,

zwischen Vertrauen und Hoffnung und zwischen Vertrauen und Misstrauen. Vertrauen reduziert die Komplexität der Umwelt auf ein handhabbares Maß und stellt eine Art Vorleistung dar, die Interaktion erst ermöglicht. Für ihn ist Vertrauen ein Mittel zum Reduzieren der Komplexität einer zukünftigen Welt. Vertrauen ist hierbei auf die Zukunft gerichtet. Eine Bestimmung der Zukunft aufgrund von Informationen aus der Vergangenheit (Ders. 1968: 16 f.).

Vertrautheit bedeutet wiederum, dass das Bewährte sich wiederholen und in der Zukunft fortsetzen wird.

Mit Komplexität meint LUHMANN die gestiegenen Handlungsmöglichkeiten der Menschen in der Gesellschaft, die Unsicherheiten für das eigene Handeln hervorrufen können. Wenn das Individuum aber auf bestimmtes zukünftiges Handeln anderer vertrauen könnte, würde diese eigene Unsicherheit reduziert werden. BIERHOFF, BUCK & SCHREIBER (1983: 8) benennen in ihrer Definition auch den Misstrauensaspekt. Sie sagen, dass je mehr ein Mensch versteckte Motive im Handeln des Partners vermutet, desto größer ist das Misstrauen.

Das Individuum muss also bestimmte Fähigkeiten für Intimität in Freundschaft mitbringen, damit sie lang andauernd und befriedigend ist für beide Teile, und die positiven Funktionen für das Individuum erfüllt. Die wichtigsten Fähigkeiten sind die gegenseitige persönliche Hilfe und die Selbstöffnung. Einen Großteil an Vertrauen muss man auch mit einbringen können.

Intimität ist gegeben, wenn zwei Personen in einer Beziehung bereit sind, ihr Selbst dem anderen gegenüber zu öffnen. Intimität kann weitere Intimität fördern und resultiert aus dem Wissen um eine andere Person.

Man kann also sagen, dass gegenseitige persönliche Hilfe, Selbstenthüllung und Vertrauen nicht nur Aspekte sind, zu denen Freunde fähig sein müssen für eine positive, lang andauernde und intime Freundschaft, sondern auch wichtige Merkmale für diese.

Diese Tatsachen kann man nun auch auf Männer- und Frauenfreundschaften anwenden.

6.3 Intimität und Vertrauen in Männer- und Frauenfreundschaften

Wie oben dargestellt wurde, ist Selbstenthüllung eine wichtige Voraussetzung für die Entstehung von Intimität und somit für das

Gelingen einer Freundschaft. Kann man also davon ausgehen, dass Männern die Fähigkeit zur Selbstenthüllung fehlt bzw. sie Schwierigkeiten damit haben?

Vertrauen als Voraussetzung für Selbstenthüllung wird von Männern nicht so leicht entgegengebracht wie von Frauen. Männer können sich nicht so leicht öffnen und über persönliche Angelegenheiten reden wie Frauen.

Selbstenthüllung ist ein Rollenphänomen laut REID & FINE (1992: 149), das bei Männern und Frauen verschieden ist. Für Männer verlangt die Homophobie unserer Gesellschaft einen vorsichtigen Umgang mit anderen Männern und Selbstenthüllung. Zusammensein im Kontext von Aktivitäten ist akzeptabel, aber nicht einfach nur so zusammen sein.

O`CONNOR (1992: 30) schreibt, dass die Definition der Männer von Intimität durch Aktivitäten teilen, sie effektiv vor Situationen emotionaler Verletzbarkeit und Kontrollverlust schützen würde.

SEIDLER (1992: 27) ist der Meinung, dass Männer nicht richtig wissen, wer der andere eigentlich ist und dass wenn sie es wüssten, sich ablehnen würden. Männer wollen die Freundschaft nicht riskieren, indem sie sich selbst zeigen und verletzlich sind.

BIERHOFF & BUCK (1997) führten eine Untersuchung mit dem Ziel durch, soziodemographische Merkmale mit Vertrauen in Zusammenhang zu setzen. Neben „Alter“ und „sozialer Schicht“, wurde Vertrauen auch in Hinblick auf das Merkmal „Geschlecht“ untersucht, indem die Befragten Angaben zu Alter, Geschlecht, Sozialprestige einer bestimmten Zielperson angeben sollten, und die soziale Beziehung zu dieser Person beschreiben sollten. Das Ergebnis war, dass Frauen tendenziell auf einem höheren Vertrauensniveau angesiedelt wurden. (vgl. Dies. 1997: 105) Bezüglich sozialer Schicht ergab sich bei Frauen ein tendenziell höheres Vertrauensniveau in der oberen Schicht und der oberen Mittelschicht. Bei Männern dagegen in der unteren Mittelschicht und der Unterschicht. Das deutet darauf hin, dass der soziale Kontext, in den eine Freundschaft eingebettet ist, einen Einfluss auf die Vertrauensbildung ausübt. Insgesamt wäre aber nach BIERHOFF & BUCK (1997) ein genereller Trend festzustellen, der beinhaltet, dass sich Gleiches gern zu Gleichem gesellt.

Eine Studie von FALTIN & FATKE (1997: 182) untersuchte die Qualitäten von Freundschaften im Geschlechtervergleich. Die Qualitäten von Freundschaften beinhalten laut FALTIN & FATKE die Variable Intimität, die sich aus den Items „sich anvertrauen“, „Selbstoffenbarung“ und „Selbstentblößung“ zusammensetzt.

Das Ergebnis war, dass beide Geschlechter hohe Ansprüche an die Intimität der Freundschaftsbeziehung haben, mit dem Unterschied,

dass Intimität bei Männern eher an Grenzen stößt. Männer würden die Intimität mit höheren Gefahren und Kosten verbunden sehen. Als Folge von Intimität nannten die Interviewten Scham und Überdross. Eine Rolle spielt auch die Befürchtung, dass eine Preisgabe intimer Informationen zu ihrem Schaden verwendet werden könnte.

„Freundschaft scheint für einige Männer ein Ort zu sein, der analog zur Geschäftswelt und zu einer Welt des Kampfes strukturiert ist.“ (Dies. 1997: 182).

In Frauenfreundschaften stellten FALTIN & FATKE dagegen eine größere Intimität fest.

„Frauen stellen im Vergleich zu Männern höhere Ansprüche an Bindung, Intimität, Selbstenthüllung und emotionale Unterstützung in ihren Freundschaftsbeziehungen.“ (Dies. 1997: 182).

Ein Dresdener Psychologieprofessor sagt in der Zeitschrift STERN:

„Wenn meine Frau vom Tennis-Training nach Hause kommt, erfahre ich alles aus den Familien der Mitspielerinnen. Wenn ich zurückkomme, weiß ich oft nicht einmal, ob die anderen Männer verheiratet sind.“ (4/2001/S. 46)

Die Selbstenthüllung stellt anscheinend für Männer eine größere Schwierigkeit dar als für Frauen. Da Selbstenthüllung ein Faktor für die Entstehung von Intimität und Vertrauen ist, wird somit deutlich, warum Männerfreundschaften nicht so intim sein können wie Frauenfreundschaften.

6.4 Barrieren

Einige Aspekte, die der Intimität und Selbstenthüllung in Männerfreundschaften im Wege stehen wurden schon genannt. Darauf soll nun genauer eingegangen werden.

6.4.1 Verlust der Intimität

Bis vor 200 Jahren wurde man in Intimität hinein geboren, lebte und arbeitete in ihr und niemand war allein, argumentiert MILLER (1986: 34). Er beruft sich dabei auf die damals bestehenden Formen des Zusammenlebens aufgrund der wirtschaftlichen Situation. Familien lebten mit mehreren Generationen und Angestellten zusammen in

einem Haus, verbunden durch die Arbeit im Hof oder Betrieb, was MILLER anscheinend als Intimität definiert.

Meines Erachtens kann man dieses enge Zusammenleben nicht gleichsetzen mit Intimität in Freundschaft. Es war eher ein familiäres Verhältnis, was durch gemeinsame Aufgaben zusammengeschweißt war. Man kann vielleicht begrenzt einen Zusammenhang zwischen der Intimität postulieren, die in einem Haus geherrscht hat, und demzufolge daraus gelernte Fähigkeit zu Intimität in Freundschaften. Doch denke ich auch nicht, dass das Leben damals in einem Haus von hoher Intimität im Sinne von enger Freundschaft der Mitglieder geprägt war.

MILLER (1986: 36 f.) macht die Marktwirtschaft verantwortlich für den Abbau der Intimität. Der Mensch wurde zum Wirtschaftsfaktor. Seine Welt schwankte nach den Regeln des Marktes. Er ging dorthin, wo sein Wert am größten war, konnte aber nur die Kernfamilie mitnehmen. Dadurch konnte die Intimität, die im Haus zu finden war, verloren gehen.

6.4.2 Wettbewerb

Ein wichtiges Kriterium ist der Wettbewerb. Der Konkurrenzaspekt wird von vielen Autoren genannt (BELL 1981; SEIDLER 1992; REID & FINE 1992; STIEHLER 2003).

Männer stehen demnach ständig in Konkurrenz zu ihren Kollegen, Freunden, Freizeitpartnern. Sie müssen sich oft beweisen, wer der Bessere ist. Allein schon der Einstieg in das Berufsleben beeinflusst Männerfreundschaften maßgeblich, wie KRACAUER (orig. 1917, 1971: 72 f.) beschreibt:

Im jüngeren Alter ist es eine tiefe Verbindung, die auf der Erörterung von Plänen und Träumen beruht und auf tief schürfenden Gesprächen über Fragen der Welt. Nach dem Eintritt in den Beruf und der Gründung einer Familie, wächst die Freundschaft auseinander und bezieht sich nicht mehr auf das ganze Wesen, weil die Umstände kein längeres gegenseitiges Verweilen und in die Tiefe gehen erlauben. Leben und Handeln vollziehen sich immer mehr in getrennten Bereichen.²⁷

Durch verschiedene Schicksale und Lebensläufe sind die Freunde auseinandergelassen, haben verschiedene Berufe und führen ein getrenntes Leben, in das der Freund wenig oder gar nicht eingreift,

²⁷ KRACAUER bezeichnet diese Freundschaft zwischen Männern im fortgeschrittenen Alter als „Feiertagsfreundschaft“.

argumentiert KRACAUER. Der gegenseitige Einfluss ist gering. Aber was den Bund unzertrennlich mache, ist die Vergangenheit. Der Schwerpunkt des Verhältnisses habe sich verschoben. Jetzt wollen die Freunde Loslösung vom Alltag, Erholung und Erbauung in ihrer Freundschaft. KRACAUER sieht darin keine Förderung und große Erlebnisse mehr.

BELL (1981: 84) schreibt, dass Männer sich ständig etwas beweisen müssen, wer etwas besser kann. Durch die Konkurrenz denkt der Mann, dass er sich nicht öffnen darf, damit ein anderer nichts gegen ihn in der Hand habe. Zumindest in der Arbeitswelt, bzw. besonders dort treffe das zu.

Darin stimmt SEIDLER mit ihm überein, indem er schreibt, dass Männer nicht gern über ihre Gefühle reden, weil das gegen sie verwendet werden könnte. Distanz in der Freundschaft macht sicherer.

„The inescapability of competition seems to undermine our relationships with men.“ (Ders. 1992: 18).

AMSTUTZ berichtet auf einer Internetseite zu Freundschaften von einem Buch der amerikanischen Feministin FRENCH, die sich sicher ist, dass die extreme Konkurrenz der Männerwelt die Männer lehrt einander zu fürchten und zu misstrauen. Deshalb mögen zwar viele Männer Kameraden haben, mit denen sie trinken und Karten spielen oder Sport treiben, aber darüber hinaus geht es meist nicht tiefer zwischen den Männern. FRENCH schreibt:

*„Nahezu alle männlichen Freizeitaktionen sind in irgendeiner Form konkurrenzorientiert. Das Gleiche gilt für die geradezu rituellen Streitgespräche über Fußball, Politik oder die Vorzüge bestimmter Autos, Fotoapparate und Rasenmäher“*²⁸

REID & FINE (1992) betonen ebenfalls, dass in allen Dingen, die Männer gemeinsam tun, der Wettbewerb eine große Rolle spielt. Bei Frauen dagegen spielen andere Dinge eine Rolle. Dort ist die Selbst-Enthüllung akzeptiert im Gegensatz zu den Männerfreundschaften.

„The competitive characteristics of male-friendship appear to be entwined with wheather they will share feelings or personal aspects of their lives.“ (Dies. 1992: 139)

Außerdem beeinflusse der Erfolg des Freundes das Selbstwertgefühl und die Selbsteinschätzung negativ.

„Sometimes it is as if we would prefer not to knowhow our friends are doing, because we end up feeling bad that we cannot in an uncomplicated way feel good for them. We would want to wish them well, but somehow we find it hard to do.“ (SEIDLER 1992: 18).

Für viele Männer nimmt die Arbeit im Leben so einen hohen Stellenwert ein räumlich und zeitlich, dass sie kaum noch Zeit für

²⁸ Vgl. Amstutz, Gertrud: Die beste Freundin – der beste Freund.
<http://www.vitaswiss.ch/?a=archiv-03-01-1>, Stand: 1/2003

Freundschaft haben. Männer investieren oft mehr in ihre Arbeit und können ihre Sozialbeziehungen leicht beiseite stellen, weil ein so großer Teil ihrer Identität in der Arbeit steckt (vgl. u. a. BELL 1981; SEIDLER 1992).

SEIDLER (1992: 17) bemerkt, dass Männerfreundschaften früher viel leidenschaftlicher waren und sieht die Ursachen dieser konstanten Schwächung durch den Wettbewerb, den Neid und die Eifersucht in unserer modernen Gesellschaft. Männer haben Angst über ihre Gefühle zu reden. Er betont dabei das Konkurrenzdenken, das bei Männern sehr stark ausgeprägt sei. Würden Männer all ihre Gefühle und Ängste voreinander ausbreiten, würden sie sich damit vor dem anderen verletzlich machen.

Bei FALTIN & FATKE (1997) kann man lesen, dass Männer ein Misstrauen gegen ihre eigenen Geschlechtsgenossen, die als Konkurrenten und Gegner gesehen werden, hegen würden. Durch das größere Konkurrenzdenken bei den Männern können sie nicht so leicht vertrauen, weil sie eventuell öfter versteckte Motive in freundschaftlichen Handlungen sehen und deshalb misstrauen, statt zu vertrauen.

Oben wurde erwähnt, dass es auch Konkurrenz in Frauenfreundschaften gibt. Sie ist allerdings ganz anders zu betrachten als männliche Konkurrenz. Dabei möchte ich auf EICHENBAUM & ORBACH zurückgreifen, die das unterschiedliche Konkurrenzverhalten wie folgt beschreiben:

„Frauen suchen ihr Selbst, indem sie sich auf andere beziehen. Männer suchen ihr Selbst, indem sie sich von anderen unterscheiden.“ (Dies. 1991: 120).

Das impliziert, dass Frauen das Anderssein als Bedrohung ihrer eigenen Identität empfinden. Konkurrieren ist für Frauen eine aufwühlende, beängstigende Erfahrung und sie gehen Konkurrenzsituationen möglichst aus dem Weg. Während Konkurrenz für Männer normal ist und zum Lebensalltag dazugehört. Bei Frauen ist das Gefühl zwar da, aber sie verdrängen es eher als ein unangenehmes Gefühl, während Männer es eher ausleben und Konsequenzen daraus ziehen.

6.4.3 Emotionalität

Viele Autoren sehen in der traditionellen Männerrolle begründet, dass sich Männer nie richtig voreinander öffnen würden.

Zum Beispiel BELL bezeichnet dies als die traditionellen Männerrolle. Männlichkeit brachte einen Stereotyp hervor, basierend auf einer romantischen Vergangenheit. BELL vergleicht ihn mit dem „Marlboro Man“, gekennzeichnet durch körperliche, Strenge, Härte und Courage. Er ist der Beschützer der schwächeren Mitglieder der Gesellschaft, der Frauen. Der Stereotyp des Mannes ist ein „richtiger“ Mann, ohne Gefühle.

„For him manhood is to be seen and acted out, but not to be felt and emotionally expressed.“ (Ders. 1981: 77).

SEIDLER sieht in dem mangelnden Umgang der Männer mit Emotionen die Ursache für die fehlende Leidenschaft in Männerfreundschaften.

„...the difficulties we have as men in dealing with the emotional aspects of our relationships.“ (Ders. 1992: 17).

Männer tendieren dazu, eine Sache allein durchzustehen.

Gefühle wie Angst oder Traurigkeit werden verdrängt, statt verbalisiert, sagt Gertrud AMSTUTZ auf einer Freundschafts-Internetseite.²⁹

Da verwundert es nicht, dass Männer sich lieber bei gemeinsamen Aktivitäten vergnügen, als über Probleme zu reden.

6.4.4 Homophobie

Homophobie wird in der Literatur immer wieder als Barriere für Männerfreundschaften erwähnt (vgl. u.a. BELL 1981; MILLER 1986; DUNDE 1987; REID & FINE 1992).

BELL sagt, dass Freunde Angst vor Homosexualität haben, wenn sie sich emotional näher kommen und sich selbst bewusst damit auseinandersetzen. Sie haben wegen dieser Angst sogar Probleme damit ihrem Freund zu sagen, dass sie ihn mögen und finden deshalb andere Wege, um ihnen ihre Zuneigung zu zeigen.

„When a man says to another `you are not such a prick after all´ or `you dumb son-of-a-bitch you are ok´, they are really saying `I like you´.“ (Ders. 1981: 83).

MILLER (1986: 157 f.) berichtet in seinem Buch, dass in Amerika und Europa, in jedem Land jeder Mann mit dem er gesprochen hat, über seine Angst vor dem Schwulsein geredet hat.

Männer fürchten sich davor als homosexuell zu gelten. Sie haben keine Probleme zu sagen, dass sie ihre Kinder oder Mutter lieben. Zu

²⁹ Vgl. Amstutz, Gertrud: Die beste Freundin – der beste Freund.
<http://www.vitaswiss.ch/?a=archiv-03-01-1>, Stand: 1/2003

sagen, dass sie ihren Freund lieben, würde einem Zugeständnis der Homosexualität gleichkommen.

Männer begehen den Irrtum, Männlichkeit mit Heterosexualität und Verweichlichung mit Homosexualität gleichzusetzen. Da verwundert es nicht, dass sie Angst haben Gefühle zu zeigen, da sie ja sonst als schwul gelten könnten, was in unserer Gesellschaft immer noch verpönt ist. In anderen Kulturen, in Vietnam zum Beispiel ist Männerfreundschaft so wichtig, dass sie keine Angst vor Berührungen haben.

Homosexualität war und ist heute noch in der Gesellschaft unerwünscht, wird verschwiegen und mit einer Zone des Ekels umzogen. DUNDE beschreibt Homosexualität als gesellschaftliches Tabu.

„Eine solche Tabuisierung eines Verhaltens verweist nämlich auf den sozialen Zwang, einen bestimmten Charakter zu bilden, der dieses spezifische Verhalten gerade ausschließt.“ (Ders. 1987: 203).

Als Folge des Tabus können sich Barrieren der Wahrnehmung, des Fühlens, Denkens und Handelns bilden. Männer könnten demnach versuchen, eigene positive Gefühle gegenüber Angehörigen des eigenen Geschlechts abzulehnen bzw. zu leugnen.

Bei Frauen scheint diese Angst vor Nähe zum eigenen Geschlecht nicht so verbreitet zu sein.

DUNDE (1987: 120 f.) spricht vom Etikettierungsansatz, der davon ausgeht, dass Menschen sich nicht so verhalten wie sie sind, sondern wie andere glauben, dass sie sein müssten. Demnach müssten sich Träger des Etikettes „homosexuell“ weiblich, affektiert, unspornlich und schwach verhalten. Männer die nicht homosexuell sind versuchen alles zu tun, um nicht unter das Etikett „homosexuell“ untergeordnet werden zu können.

Deshalb zeigen sie auch so unweibliche Eigenschaften in Männerfreundschaften, damit sie in der Beziehung nicht als schwul gelten können. Als Folge bleibt die Freundschaft auf der Strecke.

Insofern spielt die Homophobie also eine wichtige Rolle für das Verhalten in Männerfreundschaften.

Der Psychologe BRANDES beschreibt im Stern (4/2001), dass eine Ursache für die Männerrolle in der soldatischen Tradition begründet sei, die sehr homophob ist. Körperliche Nähe sei bei deutschen Männern nur auf die Nähe zu Frauen beschränkt.

„...Viele schaffen es nicht einmal, ihre Söhne, vor allem wenn sie älter sind, zu umarmen oder zu küssen, sondern geben ihnen nur die Hand.“ (Ders. 2001: 46). In anderen Kulturen ist das Küssen der Männer z. B. zur Begrüßung selbstverständlich.

Auf einer Internetseite zu Freundschaften berichtet Gertrud AMSTUTZ über den vierzigjährigen Roger, der zu „Männergruppen“ geht, wo Männer gemeinsam kochen und über berufliche und private

Probleme reden. In Rogers übrigen Bekanntenkreis wissen aber die wenigsten davon.

„Ich will doch nicht, dass die glauben, ich sei schwul“, rechtfertigt sich Roger.³⁰

Diese Barrieren, die in der Literatur vermittelt werden, können den Männerfreundschaften im Weg stehen. Männer haben demnach mehr Probleme damit nach Hilfe zu fragen, weil sie Kraft vortäuschen wollen, um der Männerrolle zu entsprechen. Sie leugnen dadurch ihre Bedürfnisse.

Männer fragen anscheinend auch nicht gern nach Hilfe, wenn es ihnen nicht gut geht oder sie Rat brauchen. Das ist eine Art von Selbstschutz. Sie leugnen ihre Bedürfnisse und Gefühle, um Kraft vorzutäuschen und ein Image von Selbstgenügsamkeit zu wahren.

Der Wettbewerb scheint bei Männern eine große Rolle zu spielen. Sie sehen einander oft, z. B. in der Arbeitswelt als Konkurrenten und haben Probleme Vertrauen aufzubauen.

Außerdem haben sie Angst dem Freund zu nahe zu kommen, weil sie dann als schwul gelten könnten. Wenn sie sich zu sehr öffnen, könnten sie angreifbar werden.

Zu einer engen Männerfreundschaft gehört also auch Mut sich zu öffnen und den Barrieren zu trotzen? Viele haben diesen Mut vielleicht nicht und geben sich lieber mit einer oberflächlicheren Kumpanei zufrieden.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Intensität der Intimität der größte Unterschied zwischen Männer- und Frauenfreundschaften ist, da Intimität und Vertrauen ausmacht, ob eine Freundschaft eng ist oder nicht. Je intimer und vertrauter die Freunde untereinander sind (sich selbst öffnen, sich gegenseitig emotional unterstützen), desto enger ist eine Freundschaft.

Männerfreundschaften können zwar auch intim sein, es gibt bei ihnen aber mehr Grenzen für Intimität als für Frauen.

Die wichtigsten Barrieren sind der Wettbewerb, die Homophobie, Aversion gegen Verletzlichkeit und Offenheit und der Mangel an Rollenmodellen.

³⁰ Vgl. Amstutz, Gertrud: Die beste Freundin – der beste Freund.
<http://www.vitaswiss.ch/?a=archiv-03-01-1>, Stand: 1/2003

6.5 Geschlechterstereotype

In Kapitel 2.2 wurden Geschlechterstereotype als gesellschaftliche Vorstellungen über „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ definiert. Sie sind die geschlechtstypischen Merkmale des Verhaltens der jeweiligen Geschlechterrolle.

Die Geschlechterstereotype, die man in Männer- und Frauenfreundschaften findet, entsprechen weitgehend den Geschlechterstereotypen, die allgemein als Eigenschaften für „männlich“ und „weiblich“ in der Gesellschaft gelten.

Frauen werden in ihren Freundschaften als affektiv und sozial beschrieben und Männer als instrumental und aufgabenorientiert.

Die Stereotype von weiblichen Eigenschaften, wie einfühlsam, emotional, altruistisch und personenbezogen, sind für enge Freundschaften vorteilhafter, als die Stereotype von männlichen Eigenschaften, wie sachlich, rational, unabhängig oder wettbewerbsorientiert.

Daraus kann man schließen, dass diese traditionellen Vorstellungen von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ den Menschen in seinen Verhaltensmöglichkeiten auf wichtigen Gebieten, wie in der Freundschaft einschränken, was hier bei der Männerfreundschaft deutlich wird.

BRÜCKNER (2001: 122 f.) sieht die Dimensionen des Fühlens und Handelns zusammenhängend mit den gesellschaftlich herrschenden Konstruktionen der Geschlechter- und Generationsverhältnissen, und individuell gesehen, mit den Bildern von Männlichkeit und Weiblichkeit. In den sozialen Institutionen und Einrichtungen spiegeln sich die Geschlechterarrangements wider, indem sie Männern und Frauen verschiedene spezifische Aufgaben und Fähigkeiten zuweisen, die Grenzüberschreitungen erschweren.

Die konstruierten Geschlechterbilder verbinden die Weiblichkeit mit Fürsorge und die Männlichkeit mit Herrschaft und Macht. Daher kann es auch für die gleichgeschlechtliche Freundschaft bedeuten, dass Männer und Frauen Probleme haben, sich aus ihrer vorgegebenen Rolle zu befreien. Männer haben vielleicht auch die Fähigkeit zur Fürsorge, haben aber die „Männlichkeitsrolle“ so verinnerlicht, dass es ihnen schwer fällt, diese zuwider zu handeln.

Zur Erklärung:

In verschiedenen geistesgeschichtlichen Denkströmungen entwickelte sich das Legitimations- und Orientierungsmuster dieser Geschlechtscharaktere. Dadurch wurden Mann und Frau wesensmäßig verankert, indem man ihnen zueinander komplementäre Eigenschaften zuwies.

So entstand eine Geschlechterordnung, die in kultureller und historischer Übereinkunft die sozialen Beziehungen der Menschen im Hinblick auf die Geschlechter und ihre Rollen regelt.

Eine Geschlechterordnung gilt als Orientierungshilfe für relative Dauer. Sie funktioniert nur so lange wie sie innerhalb einer Gesellschaft mit anerkanntem Sinn belegt ist.

Vollziehen sich also Veränderungen in der Gesellschaft, kann das auch Veränderungen innerhalb der Geschlechterordnung mit einschließen. So können sich neue Vorstellungen entwickeln bezüglich der Geschlechter, während auch alte Denkmuster weiter bestehen. (vgl. RENDTORFF 2003)

Geschlechterstereotype der alten Denkmuster können also weiter bestehen, obwohl durch gesellschaftliche Veränderungsprozesse ganz andere und neue Vorstellungen von den Geschlechtern aufkommen. Deshalb spiegeln Geschlechterstereotype nicht immer die Realität wider, sondern können, im Gegenteil sogar neuen Entwicklungen entgegenwirken.

Den Fokus auf Männer- und Frauenfreundschaften gerichtet verhalten sich Männer und Frauen in ihren Freundschaften, wie sie in der Literatur dargestellt werden, stereotyp.

Die Geschlechterstereotype geben in der Gesellschaft an, welche Merkmale für ein dem Geschlecht angemessenes Verhalten gelten. Sie können aber auch Barrieren bedeuten, z. B. für enge Männerfreundschaften. Männer müssen hart und konkurrenzbereit sein. Das hindert sie an intimer enger Freundschaft. Man könnte auch schlussfolgern, dass das Bild, das in der Literatur von Männer- und Frauenfreundschaften vermittelt wird, nicht der Realität entspricht, sondern den Erwartungen an die Geschlechter, obwohl sich die Vorstellung von ihnen schon gewandelt hat.

6.6 Geschlechtsspezifische Sozialisation

Laut RENDTORFF (2003: 31) umfasst Sozialisation alle Prozesse, in denen das Normen- und Wertesystem, die Regel und Erwartungen der Gesellschaft tradiert werden und von der jungen Generation eine gewisse Anpassung eingefordert wird. Dieser Prozess unterscheidet sich je nach Zeit, Geschlecht, sozialer- und Bildungsschicht.

Erwartungen die mit der jeweiligen Geschlechterrolle verknüpft sind, werden während der Sozialisation erlernt.

6.6.1 Einfluss der Eltern

Psychologen und Soziologen gehen davon aus, dass das Kind nach der Geburt eine engere Beziehung zur Mutter hat, da in vielen Gesellschaften fast ausschließlich Fürsorge und Beziehung in der ersten Zeit nach der Geburt durch die Mutter gewährleistet wird.

Damit das Kind ein Bewusstsein seiner selbst entwickeln kann, muss die enge Verbindung zur Mutter gelöst werden. Laut CHODOROW (1985) ist dieser Ablösungsprozess bei Jungen und Mädchen verschieden. Mädchen bleiben den Müttern näher als Jungen. Durch diese bestehende Nähe zur Mutter könnte das Mädchen oder die erwachsene Frau ein Gefühl persönlicher Identität haben, das mehr Kontinuität und Nähe zulässt als das bei Jungen oder Männern der Fall ist. Sie definiert sich dann mehr durch andere Personen und ihre Beziehung zu ihnen.

Daraus ergeben sich für CHODOROW (1985: 108 f.) bei Frauen Eigenschaften wie Sensibilität und emotionales Mitfühlen. Allerdings wird hier auch der wichtige Aspekt der weiblichen Geschlechterrolle aufgedeckt, der besagt dass die Frauen in ihrer Beziehung zum Mann definiert werden, bzw. ihre Identität nur in Bezug zum Mann finden.

Durch das Bemuttern der Töchter empfinden sich Mädchen weniger als Jungen als separate Wesen. Sie lernen sich selbst mehr in Beziehung zu anderen zu definieren. Ihre verinnerlichten Beziehungsstrukturen werden komplexer und facettenreicher, was sich später in den Freundschaften widerspiegeln kann. Jungen dagegen erlangen ein Gefühl persönlicher Identität durch eine radikalere Ablösung von der Mutter und ihrer ursprünglichen Nähe. Das Verständnis von Männlichkeit erhalten Jungen von allem, was nicht weiblich ist.

Das Männliche ist also durch einen Verlust der engen und kontinuierlichen Verbundenheit mit der Mutter definiert. Die männliche Identität wird durch Trennung gebildet und so spüren Männer später unbewusst, dass ihre Identität bedroht ist, sobald sie mit einer Person emotional eng verbunden sind. Bei Frauen ist das Gegenteil der Fall: Die Abwesenheit einer engen emotionalen Beziehung zu einer anderen Person bedroht ihre Identität.

6.6.2 Einfluss von Peergroups und Kinderfreundschaft

Als Peergroups werden die losen Gruppen von etwa Gleichaltrigen bezeichnet, die als typische Gesellungsform die Sozialwelt der Kinder und Jugendlichen kennzeichnen. (RENDTORFF 2003: 142) Sie bezeichnet als wichtigste Funktion der Peergroups, dass sie ein Gegenmodell zur Eltern-Kind-Beziehung bieten, das einen anderen Typus als familiäre Beziehungen darstellt. Peergroups gelten somit auch als eigene Sozialisationsinstanz, die Normen und Werte der Gesellschaft den heranwachsenden Kindern vermitteln.

RAWLINS (1992: 35) fand heraus, dass die Geschlechterausrichtung in Freundschaften bei Kindern schon vor dem zweiten Lebensjahr stattfindet. Das Geschlecht spielt eine große Rolle in Kinderfreundschaften. Der gleichgeschlechtliche Spielkamerad/in ist der/die gut bekannte gleiche Andere. Die Präferenz für gleichgeschlechtliche Freundschaft zieht sich durch die Kindheit und das Interesse am anderen Geschlecht taucht erst wieder in der frühen Jugend auf.

Bei SALISCH (1991: 4 f.) wird die Lernmöglichkeit unterstrichen, die Kinder in Freundschaften haben. Damit sind nicht nur die Lernmöglichkeiten bezüglich Geschlechterrollen gemeint, sondern auch die Funktionen von Freundschaften, die unterschiedliche Kompetenzen erfordern und meist geschlechtsspezifisch sind.

Kinder lernen außerdem durch die sozialen Beziehungen zur Familie genau wie zu Gleichaltrigen und Freunden kulturspezifische Darbietungsregeln von Gefühlen, die besagen, wer wann wo wem gegenüber welches Gefühl ausdrücken darf. Es sind Regeln die der Sozialschicht, dem Geschlecht und der Familie zu eigen sind. Dadurch lernen Kinder geschlechtsspezifisches Ausdrücken von Gefühlen.

Die Tendenz zu gleichgeschlechtlichen Spielkameraden und Freunden habe Auswirkungen auf den Umgang mit gleichgeschlechtlichen Freunden im Erwachsenenalter, so RAWLINS (1992: 37).

Er deutet diese Geschlechterunterschiede der Intimität von Kinderfreundschaften auf verschiedenen Wegen:

Auf der einen Seite können sie einen Mangel an Erfahrungen und der damit konsequent begrenzten Entwicklung von Eigenschaften und Fähigkeiten für Emotionalität in gleichgeschlechtlichen Freundschaften von Männern durch ihr ganzes Leben bedeuten. Es kann aber auf der anderen Seite auch dazu führen, dass Männer Intimität ganz anders empfinden und definieren als Frauen.

WINSTEAD, DERLEGA & ROSE (1997:111) bestätigen das indem sie von einem Zusammenhang sprechen zwischen den

Geschlechtsunterschieden in Freundschaften und der Geschlechtersozialisation. Mädchen sind in der Sozialisation voneinander abhängig, kooperativ und emotional zu anderen Mädchen. Jungen dagegen sind unabhängig, konkurrenzartig und dominant.

Beide Geschlechter lernen unterschiedlich, was in Freundschaft wichtig ist. Kinder lernen nur in ihrem eigenen Geschlecht zu interagieren, behaupten WINSTEAD, DERLEGA & ROSE.

Die geschlechtsspezifische Sozialisation hat einen großen Einfluss darauf, wie sich ein Individuum in Freundschaften verhält. Geschlechterrollen werden tradiert durch die Orientierung der Kinder am gleichgeschlechtlichen Elternteil.

Kinder neigen bis zur Adoleszenz eher dazu, mit gleichgeschlechtlichen Freunden zu spielen. Da das Spiel der Mädchen mehr von Intimität geprägt ist als das der Jungen und Jungen schon früher auch eine größere Anzahl von Spielkameraden bevorzugen, lernen sie nicht so leicht wie Mädchen, was Intimität in Freundschaften bedeutet, bzw. lernen eine andere Form der Intimität. Geschlechtsspezifische Merkmale werden Kindern aber auch durch Medien, wie Kinderbücher oder das Fernsehen vermittelt.

VII. Exkurs: Gegengeschlechtliche Freundschaft

Es gibt durchaus auch Freundschaften zwischen Männern und Frauen. Diese widerlegen auch die Unterstellung der Männer-Dominanz von Freundschaften und Unfähigkeit von Frauen für Freundschaften. Ist das vielleicht ein Indikator dafür, dass sich die Geschlechterrollen gewandelt haben und sich Geschlechterstereotype angleichen, und Mann und Frau somit auch gleichwertige Partner in Freundschaften sein können? Anscheinend sehen sich die Freunde hier auch als guten Gegenpart zum gegenseitigen persönlichen Austausch.

Wie aber passt das mit den oben herausgearbeiteten Geschlechterstereotypen zusammen, wonach Männer und Frauen anscheinend ganz andere Vorstellungen und Erwartungen von Freundschaften haben, aber auch generell unterschiedliche Fähigkeiten für Freundschaften?

Dieser Frage möchte ich in diesem kleinen Exkurs auf den Grund gehen.

Zu gegengeschlechtlicher Freundschaft gibt es Arbeiten, die meist gleichzeitig in Veröffentlichungen über Freundschaft und gleichgeschlechtliche Freundschaft zur Sprache kommen (vgl. u.a. BELL 1985; ARGYLE & HENDERSON 1985; HAYS 1988; O'CONNOR 1992; SEIDLER 1992; WINSTEAD, DERLEGA & ROSE 1997). Aber es gibt auch Arbeiten, die sich ausschließlich mit der gegengeschlechtlichen Freundschaft beschäftigen (vgl. u.a. TREADWELL 1992; MONSOUR 2001; WERKING 1997). In der deutschsprachigen Literatur finden sich weniger Arbeiten (vgl. u.a. MÖNKEMEYER & NORDHOFF 1993).

Die Geschlechterrollen haben sich also verändert, wie im vorangegangenen Abschnitt erörtert wurde. Frauen sind nicht mehr so niedrig gestellt, die Beziehungen zwischen Männern und Frauen haben sich gewandelt, wie auch BECK-GERNSHEIM erwähnt:

„...Verbindung zwischen Mann und Frau, die nicht mehr, wie in der vorindustriellen Gesellschaft, vorwiegend auf den materiellen Anforderungen der Existenzsicherung sich gründet Komplementarität der als gegensätzlich definierten Geschlechtercharaktere, die im Kern immer auch Unterordnung der Frau meint; stattdessen jetzt eine Verbindung, die auf Geistesverwandtschaft sich gründet, vorsichtiger formuliert, auf der ebenbürtigen Partnerschaft zweier Personen, die sich in Charakter und Lebenseinstellung innerlich nah sind.“ (Dies. 1990: 84).

Auf einer Internetseite des Deutschlandradios wird die These des Abbaus der Wichtigkeit der Geschlechterrollen unterstützt. Dort steht, dass ein neues Wertesystem in gegengeschlechtlichen Freundschaften existiert. Man ersetzt die Kategorie „Mann/Frau“ durch die Kategorie „Mensch“.³¹

7.1 Soziale Einschränkungen

Die gegengeschlechtliche Freundschaft unterlag vor dem 20. Jahrhundert sozialen Einschränkungen. Einmal wäre da das Klischee, dass Frauen nicht zu Freundschaft fähig sind. Wie sollten sie da erst zu Freundschaften mit Männern fähig sein?

³¹ Vgl. Lamsfuß, Karin: Meine beste Freundin ist ein Mann.
<http://www.dradio.de/dlr/sendungen/kompass/2246677>, Stand: 18.03.2004

Die Unterstellung war auch, dass dabei kein intellektuelles Gleichgewicht herrschen könnte. Frauen wurden von Männern in ihrem Denken gar nicht verstanden, so dass gar keine einheitliche Ebene für eine Beziehung da war.

„...there is something mysterious and oracular about the woman's mind which inspires instinctive deference and puts it out of the question to judge what she says by masculine standards.” (BELL 1985: 96), sagte der Philosoph SANTAYANA auf den sich BELL beruft.

Die Vorstellung einer Möglichkeit, dass Männer und Frauen eine nicht-sexuelle Beziehung führen könnten war in der sozialen Realität noch gar nicht vorhanden.

Seit dem 20. Jahrhundert ist die gegengeschlechtliche Freundschaft mehr oder weniger akzeptiert, aber eher bei jungen, unverheirateten Menschen. Verheiratete Beziehungen bieten ein Tabu für gegengeschlechtliche Freundschaften. Laut BELL (1985: 97) sagen die sozialen Normen von Freundschaft, dass die Heirat alle freundschaftlichen Beziehungen zum anderen Geschlecht ausschließt.

Wenn eine verheiratete Frau einen männlichen Freund hat, wäre das ein deutlicher Hinweis darauf, dass sie in ihrer Beziehung zum Mann nicht alles bekommt, was sie braucht. Bei einer Freundin wäre das nicht der Fall, denn da hat die potentielle Sexualität keine Relevanz. Die sexuelle Anziehungskraft spielt also eine nicht unwichtige Rolle, denn immerhin handelt es sich auch bei Freundschaften um männliche und weibliche Wesen.

„...the possibility of sex-involvement is another factor, that strongly influences the development of cross-sex friendships.” (Ders. 1985: 97).

Es besteht eine geläufige Meinung und meiner Meinung nach auch ein Vorurteil, dass Männer und Frauen Liebhaber sein können, aber keine Freunde. Männer würden immer versuchen die Freundschaft für sexuelle Zwecke auszunutzen. Die Wahrscheinlichkeit von gegengeschlechtlicher Freundschaft ohne sexuelle Involvierung ist umstritten laut BELL. Sexuelle Anziehungskraft sei immer vorhanden. Die Sexualität wird als unkontrollierbar dargestellt und die Partner einer gegengeschlechtlichen Freundschaft würden früher oder später immer vor dem Problem der sexuellen Anziehungskraft stehen.

BELL meint zu diesem Problem, dass man fähig sein müsste, die Freundschaft zum anderen Geschlecht von einer sexuellen Beziehung zu trennen.

Es haben sich Tabus über gegengeschlechtliche Freundschaften verbreitet, so dass somit die Chancen für dieselbe eingeschränkt wurden. Die Freundschaft zum anderen Geschlecht wurde als sozial

und persönlich erniedrigend angesehen in der Gesellschaft. Diese Einstellung war mehr bei Männern vorhanden, wegen ihrer traditionellen Glauben über Frauen.: *„this is more common among men than women, because of traditional male beliefs about female inferiority.“* (Ders. 1985: 103).

Die traditionelle Einstellung der Männer zu Frauen, hat es gar nicht möglich gemacht, dass Männer sich vorstellen konnten, mit Frauen einen persönlichen Diskurs zu führen. Die Meinung eines 39-jährigen Mannes kann das veranschaulichen.:

„I think all this talk about men and women being friends is so much crap. I'm not interested in friendship with women, I get that from my buddies, Life really is very simple: men are for friendships and women are for fucking.“ (Ders. 1985: 104).

WINSTEAD, DERLEGA & ROSE (1997) sehen die Barrieren der Gegengeschlechtlichen Freundschaft in drei wichtigen Punkten:

1. Konfrontation der Sexualität
2. Geschlechterungleichheiten
3. Beziehung in Öffentlichkeit zu präsentieren

Nach HAYS (1988: 404) Ansicht gibt es verschiedene Gründe für die Vernachlässigung der gegengeschlechtlichen Freundschaft. Zum einen nennt er soziale und berufliche Strukturen, die verhindern, dass Menschen verschiedenen Geschlechts sich treffen. Zum anderen verhindern soziale Normen gegengeschlechtliche Freundschaften angesichts ehelicher Beziehungen. Er unterscheidet gegengeschlechtliche Freundschaft und gleichgeschlechtliche in der sexuellen Tendenz, der sozialen Entmutigung und den Geschlechterunterschieden bei gegengeschlechtlichen Freundschaften. Gegengeschlechtliche Freundschaften seien weniger stabil, meint HAYS.

Nun kann sich aber das Potential für gegengeschlechtliche Freundschaft sehr vergrößert haben durch den Wandel der Geschlechterrollen. Das liegt u. a. daran, dass Männer und Frauen ähnlichere Lebensgestaltungen haben, und sich die traditionellen Vorstellungen von Männern über Frauen geändert haben.

„In general this means greater equality of women and men and therefore a greater potential for friendship.“ (Ders. 1985: 112).

Auch HAYS sieht heute die Chance einer Zunahme der Freundschaften zwischen den Geschlechtern, bedingt durch den sozialen Wandel und dem damit verbundenen Wandel der Geschlechterrollen.

„With the societal relaxation in sex-roles and increase of women in the workforce, the incidence of cross-sex friendships will surely increase, and their functioning perhaps change.“ (Ders. 1988: 404).

7.2 Asymmetrie

ARGYLE & HENDERSON (1986: 101) haben in einer Untersuchung über Einsamkeit bei beiden Geschlechtern ein interessantes Ergebnis erhalten: Für männliche und weibliche Befragte war das beste Vorhersagekriterium für das Ausbleiben von Einsamkeitsgefühlen die Interaktionshäufigkeit mit Frauen. Die mit Männern verbrachte Zeit hatte keinen Einfluss auf Empfindung von Einsamkeitsgefühlen.

Das ist ein eindeutiger Hinweis darauf, dass einerseits gegengeschlechtliche Freundschaften sehr wichtig und auch möglich sind, und dass auch Männer anscheinend offener über persönliche Dinge reden wollen, wie sie es ja mit Frauen tun können, aber mit Männern nicht immer, wegen Aspekten wie Konkurrenz und anderer Barrieren.

Andererseits kann es bedeuten, dass Frauen in ihren Freundschaften bessere Fähigkeiten haben müssen ihre Freunde zu befriedigen, denn Frauen geben Frauen als befriedigender an und Männer ebenfalls. Das heißt Frauen bringen, unabhängig, ob mit Mann oder Frau, Bedeutsamkeit und emotionale Nähe in ihre sozialen Beziehungen ein.

Viele Männer sagen, dass ihre Freundschaften zu Männern nicht so eng sind, wie die zu Frauen (vgl. u.a. SEIDLER 1992; O'CONNOR 1992; WINSTEAD, DERLEGA & ROSE 1997).

Sie trauen Frauen mehr, als Männern. SEIDLER (1992) erklärt sich das damit, dass bei Freundschaften zu Frauen der Konkurrenzaspekt eine kleinere Rolle spielt, die ja in Männerfreundschaften sehr bedeutend ist.

O'CONNOR (1992: 30) sagt, dass Männer genau wie Frauen zu Intimität fähig sind, dass Männer aber bevorzugen seltener intim zu interagieren als Frauen. Und, dass sie es bevorzugen, sich vor Frauen zu öffnen.

Die Asymmetrie der gegengeschlechtlichen Freundschaft bezeichnen auch WINSTEAD, DERLEGA & ROSE (1997). Sie haben festgestellt, dass Männer intimer mit ihren Freundinnen sind als mit ihren Freunden. Sie vertrauen den Freundinnen mehr an, verbringen mehr Zeit mit ihnen und konsultieren eher die Freundin als den Freund bei schweren persönlichen Entscheidungen (vgl. FEHR 1996; RAWLINS 1992).

Frauen wiederum sagen das Gegenteil. Sie bringen ihren Freundinnen mehr Intimität entgegen als den männlichen Freunden. Männer bekommen mehr Akzeptanz und Intimität in ihren gegengeschlechtlichen und Frauen in ihren gleichgeschlechtlichen Freundschaften. Das würde eine Benachteiligung für Frauen in der

Befriedigung ihrer persönlichen Bedürfnisse in Freundschaften mit Männern bedeuten.

REID & FINE (1992) betonen auch, dass Männer mehr intime und persönliche Informationen bei ihren weiblichen Freunden enthüllen, als bei ihren männlichen. Sie gewinnen sogar therapeutischen Nutzen von ihren Frauenfreunden. Für Frauen liegt wiederum dieser Nutzen in ihren Freundschaften mit Frauen.

Männer haben die Vorzüge der weiblichen Eigenschaften erkannt und wissen sie jetzt für sich und ihr Wohlbefinden zu nutzen.

Ein schönes Zitat von BELL kann die veränderte Situation veranschaulichen.:

„The male may be saying, `I'm ready for your friendship` and the women may be saying `I no longer have the time or the need for it`! Sometimes in the past female friendships were available but men didn't want them. Today men often want them, but the women are not always available.“ (Ders. 1985: 113).

HUBER sagt, dass Männer traditionell eine andere Sprache sprechen, auch wenn sie noch so zart fühlend sind. Männer fühlen sich von Frauen verstanden, aber Frauen nicht so von Männern.

„So entsteht eine Teilung im Leben von Frauen, dass sie mit anderen Frauen einen emotionalen Diskurs führen und mit Männern einen viel eher sachorientierten und ergebnisorientierten Diskurs.“ (Dies. 1994: 26).

Nach BELLS (1985:109) Ansicht ist es so, dass viele Männer heutzutage Freundschaften zu Frauen suchen, weil sie darin mehr Befriedigung ihrer emotionalen Ansprüche finden, als in ihren Männerfreundschaften.

SWAIN (1992: 155) sieht die Schwierigkeit für gegengeschlechtliche Freundschaften in den unterschiedlichen sozialen Erfahrungen der Geschlechter, aus denen geschlechterspezifische Stile resultieren mit Intimität umzugehen und sie auszuleben.

Stile der Intimität von Frauen sind Offenheit und große emotionale Unterstützung. Intimität geht bei ihnen normalerweise solange, bis eine unausgewogene Balance des gegenseitigen Gebens und Nehmens entsteht. Dann hört Intimität bei Frauen auf.

Männer haben eine andere Vorstellung von Intimität als Frauen. Sie stellen z. B. nicht so viele persönliche Fragen, weil sie es gewohnt sind, von selber Probleme anzusprechen, wenn überhaupt. Mit diesen Unterschieden müssen gegengeschlechtliche Freundschaften kämpfen.

WINSTEAD, DERLEGA & ROSE (1997) sagen, dass die Geschlechterrollen sich insofern gewandelt haben, dass sie sich entgegenkommen. Frauen nutzen in Interaktionen mit Männern mehr

den maskulinen style und Männer in Interaktionen mit Frauen den femininen style. (Dies. 1997: 127; SWAIN 1992: 174).

„Already men are seeking closer ties in their friendships and woman are engaging in more group activities such as sports with friends.“ (WINSTEAD, DERLEGA & ROSE 1997: 129).

Dass sich die Geschlechterrollen gewandelt haben zeigt allein schon der Aspekt, dass Männer und Frauen darüber nachdenken freundschaftliche Verhältnisse einzugehen, das andere Geschlecht zu persönlichem Austausch zu nutzen und von ihm eine Bereicherung zu erfahren, wie das in Freundschaften normalerweise ist. Sie möchten diese Bereicherung einer Beziehung zum anderen Geschlecht, ohne sexuelle Aspekte, einfach nur um des Menschen willen.

„ Friends negotiate the boundary between a platonic relationship versus a sexual relationship through discussion making, and shared meanings: strategies that are internal to the friendship dyad.“ (REID & FINE 1992: 144).

Das allein zeigt schon, dass Männer und Frauen miteinander reden und sie ein Bedürfnis haben, die traditionelle Beziehung zwischen Männern und Frauen auszubauen und zu verändern.

HAYS (1988) bemerkt den einzigartigen Wert der gegengeschlechtlichen Freundschaft, der ein größeres Verständnis zwischen den Geschlechtern bedeuten und für größere Gleichheit sorgen kann!!!

VIII. Schluss und Ausblick

Mein Ziel war es, in der Gesellschaft bestehende Geschlechterrollen und Geschlechterstereotype am Beispiel von Männer- und Frauenfreundschaften zu erklären, sowie einen Überblick über diese darzubieten.

Ausgangspunkt der Überlegungen war dabei das traditionelle Modell von Männer- und Frauenfreundschaften, das beinhaltet, dass nur Männer zu wahrer Freundschaft fähig sind. Dieser Aussage wollte ich auf den Grund gehen, während ich Männer- und Frauenfreundschaften in der heutigen wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Literatur untersuchte vor dem Hintergrund der Geschlechterrollen in der Gesellschaft.

Das traditionelle Freundschaftsmodell existierte in einer Gesellschaft, in der Männer die öffentliche Meinung dominierten und die Geschlechterrollen hierarchisch aufgeteilt waren.

Viele Autoren sehen diese Abwertung der Frauenfreundschaft in der generellen niedrigen Bewertung der Frauen in einer patriarchalen Gesellschaft mit androzentrischen Denkstrukturen begründet (vgl. u. a. BELL 1981; TENBRUCK 1990; O'CONNOR 1992).

Androzentrismus bedeutet die gesellschaftliche Fixierung auf den Mann oder das "Männliche". Alles wird von einem „männlichen“ Standpunkt aus wahrgenommen, so dass das „Männliche“ normal ist und das „Weibliche“ Zusatz, Ausnahme oder Sonderfall bedeutet.

In der Gesellschaftsordnung des Patriarchats, das durch die Vorherrschaft von Männern geprägt ist, sind androzentrische Denkstrukturen typisch. Im Patriarchat wird dem Prinzip des Männlichen große Bedeutung beigemessen, weil es für dessen Erhalt funktionell ist.

Frauen wurden nicht nur was ihre Fähigkeit zu Freundschaft betrifft abgewertet, sondern es herrschte eine generelle Niedrigerstellung der Frau in der Gesellschaft.

Durch die reproduktive Funktion der Frauen konnte sich eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung entwickeln und somit traditionelle Geschlechterrollen verhärten. Das bedeutet, dass Frauen für den häuslichen und Männer für den außerhäuslichen Bereich zuständig waren. Da aber nur im außerhäuslichen Bereich ein Mensch Anerkennung und Erfolg finden kann, wurde die Frau und ihr Lebensbereich abgewertet. Es konnten androzentrische Denkstrukturen entstehen, die besagten, dass der Mann das Universelle darstellt und die Frau nur eine Abweichung davon sei. Sieht man das traditionelle Modell von Männer- und Frauenfreundschaften vor diesem Hintergrund, erscheint die Abwertung der Frauenfreundschaften als plausibel. Frauenfreundschaften wurden abgewertet in einer Gesellschaftsordnung, in der das „Männliche“ als die universelle Norm

gesehen wurde und Frauen weniger anerkannt waren und weniger Rechte hatten als Männer.

Durch die Untersuchung der Literatur nach dem heute vorherrschenden Freundschaftsmodell konnte ein interessantes Ergebnis aufgezeigt werden. Es hat sich eine Umkehrung des traditionellen Freundschaftsmodells vollzogen. Das Modell, das von Männer- und Frauenfreundschaften heute vorherrscht, beinhaltet nicht mehr die Abwertung der Frauenfreundschaften, sondern einen Pessimismus bezüglich Männerfreundschaften.

Der durch Industrialisierungs- und Modernisierungsentwicklungen bedingte soziale Wandel bewirkte nach und nach eine Neustrukturierung der Geschlechterverhältnisse, zumindest ein Umdenken. Frauen kämpften um ihre Rechte, bekamen Zugang zu Bildung, drangen in die Berufswelt vor. Ihr Lebenszentrum war nicht mehr zwingend nur die Familie und damit zusammenhängende Tätigkeiten. Die Rolle der Frau hat sich geändert und damit auch das Frauenbild in der Gesellschaft.

Durch den Wandel der Geschlechterrollen und dem damit verbundenen Status, werden Frauenfreundschaften nicht mehr abgewertet und Männer nicht mehr als die universell gültige Norm gesehen.

Die Ursachen für diesen Wandel sind in dem Abbau der patriarchalen Gesellschaftsstruktur zu suchen, die sich durch den sozialen Wandel und die Frauenbewegungen veränderte.

Letztendlich kann vermerkt werden, dass Modelle von Männer- und Frauenfreundschaften Konstruktionen sind, die in der jeweiligen Gesellschaftsordnung entstanden sind. Es können sich durch in einer Gesellschaft bestehende Geschlechterrollen Klischeevorstellungen entwickeln, die zu Verallgemeinerungen der Geschlechter führen, aber nicht immer der Realität entsprechen müssen.

Über Männer- und Frauenfreundschaften heute kann man vermerken, dass sich Männer und Frauen geschlechtsspezifisch verhalten in ihren gleichgeschlechtlichen Freundschaften. Männer werden als instrumentell und aufgabenorientiert dargestellt. Sie unternehmen gerne etwas zusammen und in einem gemeinsamen Handlungsrahmen kann Intimität entstehen.

Frauen werden hingegen als affektiv und sozial eingeschätzt. Bezeichnend für ihre Freundschaften sind gegenseitige emotionale Unterstützung, Gespräche und intime Interaktionen.

Enge Freundschaft wurde im Kapitel 1.2 definiert als eine auf Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit beruhende persönliche Beziehung von unbegrenzter Dauer, die durch Austausch intimer Gedanken und Gefühle, und ein hohes Maß an Vertrauen gekennzeichnet ist.

Ein Ergebnis des Vergleiches von Männer- und Frauenfreundschaften war, dass Frauen leichter Vertrauen hervorrufen, sich gegenseitig mehr unterstützen und sich schneller vor der Freundin öffnen als das

zwischen Männern der Fall ist. Die Definition von enger Freundschaft trifft also eher auf Frauenfreundschaften zu als auf Männerfreundschaften.

Die Ursachen dafür kann man in dem unterschiedlichen Zusammenhang zwischen Vertrauen und Intimität und Männer- und Frauenfreundschaften sehen.

Die männliche Geschlechterrolle beinhaltet verschiedene Barrieren, die dem Aufbau von Vertrauen und Intimität entgegenstehen.

Die Erwartungen an eine Männerrolle entsprechen nicht unbedingt dem, was für eine enge Freundschaft förderlich wirkt. Männer sollen stark und erfolgreich sein. Gefühle zeigen passt nicht zu dem Männerbild, das in der Gesellschaft besteht. Durch den Erfolgsdruck spielt der Wettbewerb eine große Rolle. Männer können sich nicht so leicht öffnen, aus Angst verletzbar zu werden.

Die Homophobie spielt in unserer Gesellschaft ebenfalls eine große Rolle. Es scheint immer noch so große Untoleranz in der Gesellschaft gegenüber Homosexualität zu bestehen, dass Männer schon bei großer Intensität ihrer Männerfreundschaften, Angst davor haben als schwul zu gelten.

Die weibliche Geschlechterrolle beinhaltet dagegen Eigenschaften, wie sozial, empathisch, gefühlvoll, sich öffnen können, die für enge Freundschaften sehr wichtig sind.

In den Freundschaften beschriebenes Verhalten wurde wahrscheinlich maßgeblich von dem geschlechtspezifischem Verhalten in Kinderfreundschaften beeinflusst. Da Kinder sich schon ab einem Alter von zwei bis drei Jahren zu gleichgeschlechtlichen Bezugspersonen hingezogen fühlen und sich mit ihnen identifizieren, kann es sein, dass Jungen nicht lernen, wie intime Beziehungen sind. Mädchen dagegen interagieren schon früh intimer und eher zu zweit oder in kleineren Gruppen. Das kann darauf beruhen, dass Mädchen eine engere Bindung zu der Mutter haben, und Jungen sich eher an ihrem Vater identifizieren. Dadurch entwickeln Jungen und Mädchen ein ganz verschiedenes Verständnis von Intimität.

In Kapitel 6.1 wurde erläutert, dass die Geschlechterrollen sich gewandelt haben und Frauen somit gesellschaftliche Anerkennung zukam und die Freundschaften der Frauen heute nicht mehr abgewertet werden.

Dabei wurde aber die Rolle des Mannes außer acht gelassen. Die Geschlechterrolle des Mannes unterliegt auch dem Wandel.

SEIDLER schreibt, dass Männer langsam lernen, Verantwortung für ihr Gefühlsleben zu übernehmen unter dem Einfluss des Feminismus. *„Perceptions may have changed under the influence of feminism, but men have been slow to learn about how to take more responsibility for their emotional lives.“* (Ders. 1992:18)

Im Zuge des Geschlechtsrollenwandels entwickelte sich die Krise des Mannes. Frauen hatten zum Beispiel den Wunsch an ihre Männer, dass sie mehr Nähe, Intimität und Tiefe zulassen.

Männer müssen sich damit konfrontieren, dass die klassischen Orientierungen von Männlichkeit brüchig geworden sind, und sie gar nicht mehr genau wissen, was „Männlichkeit“ konkret bedeutet.

Männer und Frauen müssen ihre Rollen neu definieren. Frauen haben mit der Frauenbewegung aktiv damit angefangen.

Aber tut sich bei den Männern auch etwas?

Bei HAFNER ist sogar die Rede von einer Männerbewegung. Einer Männerbewegung, die das Patriarchat und den Männlichkeitskult mit allen seinen kulturellen und sozialen Folgen in Frage stellt.

„...träumt auch die Männerbewegung einen radikalen Traum, nämlich den von der Abschaffung der Männerherrschaft und der in ihr gültigen Bilder von „Männlichkeit.“ (Ders. 1985:100).

METZ-GÖCKEL & MÜLLER (1987: 154) versuchten zu erfahren, inwiefern die Männerrolle sich gewandelt hat und führen dazu eine Reihe von Fakten an.

So ist z. B. neu, dass Männer sich nach der Scheidung das Sorgerecht mit der Mutter teilen wollen, oder dieses auch allein wahrnehmen. Das belegt die steigende Zahl alleinerziehender Väter.

Sehr auffällig scheinen die Veränderungen bei den jungen Vätern. Fast 80% der Männer, die Väter werden, bereiten sich heute mit auf die Geburt des Kindes vor, begleiten die Frauen bei Kursen oder sind sogar bei der Geburt anwesend. Damit signalisieren sie nicht bloß die biologische Vaterschaft, sondern weitere Beziehungswünsche an das Kind und Beteiligung an der Konstellation Mutter und Kleinkind.

Es gibt sogar Vorwürfe von Vätern an die Mütter, dass diese sie nicht in die Mutter-Kind-Symbiose mit einbeziehen, die Väter aber unverzichtbar für die Erziehung der Kinder seien. Mütter würden Väter zwar immer mit der Übernahme weiterer Pflichten bedrängen, aber die innigen Gefühle, das Einzigartige und das Bestätigende der Kleinkindversorgung wollen sie nicht teilen.

METZ-GÖCKEL & MÜLLER kritisieren aber, dass Väter Eingang in die Mutter-Kind-Beziehung fordern, aber nicht den Gesamtkontext von Erziehung in der arbeitsteilig-hierarchischen Gesellschaft realistisch wahrnehmen.

Um zu untersuchen, inwiefern Männer die Forderungen der Frauenbewegungen wahrnehmen und darauf eingehen, befragten sie eine Gruppe von Männern und verglichen die Ergebnisse mit einer Studie von vor zehn Jahren. Sie stellen aber nur Veränderungen dar, die sich massenhaft abzeichnen, denn eine Gruppe, wie die der „neuen Männer“ sind nicht zu erfassen.

Die Ergebnisse waren folgende:

Nur noch eine Minderheit (zwischen zehn und dreißig Prozent) der Männer zwischen 20 und 50 Jahren findet, dass eine Frau nicht berufstätig sein sollte, um mehr Zeit für den Partner zu haben. Mann

geht nicht mehr davon aus, dass beruflich erfolgreiche Frauen ihren Erfolg spezifisch weiblichen Strategien und nicht ihren besonderen Leistungen zu verdanken haben. Mann hält auch nicht mehr Frauen für viele Berufe ungeeignet. Es ist auch nicht mehr üblich, es peinlich zu finden, wenn ein Mann weint. Außerdem hält Mann es nicht mehr für zwingend nötig, dass Männer ihre Gefühle verbergen.

Im Gegensatz zu der vorangehenden Studie von vor zehn Jahren, hat die Mehrheit der Männer offensichtlich dazugelernt.

„Von einer natürlichen Überlegenheit gegenüber der Frau und einer größeren logischen Befähigung des männlichen Geschlechts spricht kaum noch jemand.“ (Dies. 1987: 158).

Die Frage ist nun, inwiefern man diesen Veränderungen bei den Männern skeptisch gegenüber treten muss, wenn man beachtet, dass diese Veränderungen keine Frage des Wollens sind, sondern sich nur dann ergeben, soweit sich Männer dazu mehr oder weniger gezwungen sehen. Die Bedingung für ein neues Männerselbstverständnis ist die Verselbstständigung und Individualisierung der Frau.

Festgehalten werden kann aber, dass sich Männer immer mehr entgegen den alten Rollenklischees verhalten und sich verändern.

Wenn Männer sich wirklich auch verändern, männliche Denkstrukturen verändern lernen, dann würde das für Männerfreundschaften bedeuten, dass sie intimer werden könnten. Wenn Männer lernen offener über intime Probleme zu reden, sich zu öffnen, dann könnten sich die Barrieren der Männerfreundschaft verringern.

Die Lebensstile von Männern und Frauen unterscheiden sich kaum noch. Frauen unternehmen immer mehr „männliche“ Dinge, wie z. B. das Vordringen in typisch männliche Berufe oder sportliche Aktivitäten. Es besteht auch bei den Männern eine Tendenz sich weiblicher zu verhalten. Sie achten mehr auf ihr Äußeres und stehen oft in dieser Hinsicht den Frauen schon in nichts mehr nach. Wenn Männer und Frauen sich immer mehr ähneln, bzw. die Geschlechterrollen sich annähern, dann könnte es sein, dass die Freundschaften zwischen Männern auch intimer werden, wenn Männer ihre „raue Schale“ ablegen können.

Ein Hinweis auf diese Entwicklung ist die gegengeschlechtliche Freundschaft. Männer und Frauen können auch Freundschaften führen, wo sie doch zunehmend über Themen reden können, die beide Geschlechter interessieren. Dabei können sich Männer sehr gut vor Frauen öffnen. Es fällt ihnen leichter als sich vor männlichen Freunden zu öffnen, weil bei Frauen der Konkurrenzaspekt wegfällt. Bei männlichen Freunden könnten Männer immer verletzlich werden, sobald sie sich zu sehr öffnen.

Das interessante dabei ist, dass Männer sich in einer Freundschaft zu Frauen mehr öffnen und diese befriedigender empfinden als eine

Freundschaft zu Männern. Umgekehrt ist es aber nicht so. Frauen finden auch Freundschaften zu Frauen befriedigender. Offensichtlich haben Frauen eine bessere Fähigkeit, einem Freund positive Gefühle zu vermitteln, als Männer das können.

Es gibt seit den 70iger Jahren Untersuchungen, die die Polarisierung der „männlichen“ und „weiblichen“ Geschlechterstereotype relativieren, indem sie die zunehmende Ähnlichkeit dieser darstellen.

SPENCE entwickelte 1975 auf der Grundlage von umfangreichen Untersuchungen einen Fragebogen zur Messung von geschlechtsspezifischen Merkmalen, der aus einer F- und einer M-Skala besteht. Die F-Skala enthält sozial erwünschte Eigenschaften, die in unseren Kulturkreisen als typisch „weiblich“ gelten. Die M-Skala enthält die typisch „männlichen“ Eigenschaften.

Die von SPENCE durchgeführten Untersuchungen belegen, dass Frauen sich im Durchschnitt expressiver und Männer sich im Durchschnitt instrumentaler beschreiben. Interessant ist aber, dass es zwischen den Geschlechtern einen großen Überlappungsbereich gibt, wo einige Frauen sich als instrumenteller als manche Männer, und einige Männer sich als expressiver als manche Frauen beurteilen. Damit ist das traditionelle Muster der komplementären Eigenschaften von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ in Frage gestellt. (vgl. KASTEN 2003: 31 f.)

Es gibt nach SPENCE Männer, die sich auch expressiv verhalten, genauso wie es Frauen gibt, die sich auch instrumentell verhalten. Demzufolge entspricht dieses konstruierte Modell der Männer- und Frauenfreundschaften der heutigen Gesellschaft, indem Männer hart und wettbewerbsorientiert und als nicht fähig zu „enger“ Freundschaft dargestellt werden, eher den traditionellen Rollenvorstellungen der „Männlichkeit“.

Das von LIPSITZ-BEM 1976 entwickelte Konzept der Androgynie bestätigt diese Annäherung von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“.

Androgynie wird von LIPSITZ-BEM definiert als das Vorhandensein von expressiven und instrumentellen Eigenschaften bei einem Menschen im überdurchschnittlichen Ausmaß. Als undifferenziert bezeichnete sie dagegen Menschen, bei denen ein unterdurchschnittliches Ausmaß an expressiven und instrumentellen Eigenschaften vorkommt.

Undifferenziertheit und Androgynie lassen sich dann mit dem Expressivität - Instrumentalität - Modell kombinieren und so entstehen vier Persönlichkeitstypen, die unabhängig von ihrem biologischen Geschlecht in unserem Kulturkreis angetroffen werden können:

1.Maskuline Typen (überwiegender Anteil maskuline Eigenschaften)

2.Androgyne Typen (mit überdurchschnittlich hohem Anteil maskuliner und femininer Eigenschaften)

3.Undifferenzierte Typen (mit unterdurchschnittlich niedrigem Anteil maskuliner und femininer Eigenschaften)

4.Feminine Typen (überwiegender Anteil feminine Eigenschaften)
(KASTEN 2003:32)

Aus der Zugehörigkeit einer Person zu einem bestimmten Persönlichkeitstyp kann man Aussagen zu ihrem sozialen Geschlechtsrollenverhalten machen.

Das Ergebnis des Androgyniekonzeptes war, dass es Menschen gibt, die die Selbst-Konzepte haben, die die kulturellen Definitionen von „männlich“ und „weiblich“ in sich aufgenommen haben und Menschen, die das nicht in ihre Selbst-Konzepte verwoben haben.

Daraus kann man schlussfolgern, dass ein Teil der Menschen sich geschlechtstypisch verhalten und der andere Teil sich nicht nach den kulturellen Normen und Erwartungen verhält, also nicht gemäß seiner Geschlechterrolle.

Abschließend kann vermerkt werden, dass man an Männer- und Frauenfreundschaften in verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten die Geschlechterrollen der Gesellschaft erkennen kann. Geschlechterrollen sind Konstruktionen der Gesellschaft, genau wie Modelle von Männer- und Frauenfreundschaften.

Das Modell von Männer- und Frauenfreundschaften ist an die jeweilige Gesellschaftsordnung mit den darin vorkommenden Geschlechterrollen verbunden.

In Männer- und Frauenfreundschaften werden Geschlechterstereotype wirksam und beeinflussen die Qualität der Freundschaft.

Ein Wandel der Geschlechterrollen und Geschlechterstereotype ruft auch einen Wandel des Modells von Männer- und Frauenfreundschaften hervor.

Von einer Abwertung der Frauenfreundschaften aufgrund der androzentrischen Denkstrukturen vergangener Epochen veränderte sich dieses Denken hin zu einer Zeit, in der Frauen gegen ihre Abwertung kämpften und der soziale Wandel seinen Beitrag für das Aufwerten der Frauen und ihren Freundschaften geleistet hat. Diese Epoche ist eher geprägt durch das Abwerten der Männerfreundschaften. Für die Zukunft wäre vielleicht ein Freundschaftsmodell vorstellbar und wünschenswert, in der Ab- oder Aufwertung von Freundschaften keine Rolle mehr spielt, weil zwischen dem Status der Geschlechter ein Gleichgewicht entstanden ist.

Literaturverzeichnis

Althans, Birgit (1985): Halte dich fern von klatschenden Weibern. Zur Phänomenologie des Klatsches. In: Feministische Studien (1985): Konstruktionen des Weiblichen in den Sozialwissenschaften. Nr. 2, Weinheim: Beltz, 46-53

Aristoteles (1956): Nikomachische Ethik. Bd. 6, Berlin: Akademie Verlag

Allemann- Tschopp (1979): Geschlechtsrollen. Versuch einer interdisziplinären Synthese. Bern, Stuttgart, Wien: Hans Huber

Argyle, Michael/ Henderson, Monika (1986): Die Anatomie menschlicher Beziehungen. Spielregeln des Zusammenlebens. Paderborn: Junfermann

Auhagen, Ann Elisabeth (1991): Freundschaft im Alltag. Eine Untersuchung mit dem Doppeltagebuch. Bern, Stuttgart, Toronto: Verlag Hans Huber

Auhagen, Ann Elisabeth (1993): Freundschaft unter Erwachsenen. In: Auhagen, Ann Elisabeth/ Salisch, Maria v. (Hrsg.) (1993): Zwischenmenschliche Beziehungen. Göttingen: Verlag Hogrefe, 215-233

Beck, Ulrich (1990): Freiheit oder Liebe. Vom Ohne-, Mit- und Gegeneinander der Geschlechter innerhalb und außerhalb der Familie. In: Beck, Ulrich/ Elisabeth Beck- Gernsheim (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 20-64

Beck- Gernsheim (1990): Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft. In: Beck, Ulrich/ Elisabeth Beck- Gernsheim (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 65-104

Bell, Robert (1981): Worlds of Friendship. London: Sage

Bierhoff, Hans W./ Buck, Ernst (1997): Wer vertraut wem? Soziodemographische Merkmale des Vertrauens. In: Schweer, Martin K. W. (1997): Vertrauen und soziales Handeln. Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand, 99-114

Bilden, H. (1991): Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, K./ Ulich, D. (Hrsg.) (1991): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim: Beltz, 279-302

Böhm, Winfried/ Lindauer, Martin (Hrsg.) (1992): Mann und Frau, Frau und Mann. Hintergründe, Ursachen und Problematik der Geschlechterrollen. Stuttgart, Düsseldorf, Berlin, Leipzig

Böhnisch, Lothar (2001): Männlichkeiten und Geschlechterbeziehungen – Ein Männertheoretischer Durchgang. In: Brückner, Margrit/ Böhnisch, Lothar (Hrsg.) (2001): Geschlechterverhältnisse. Gesellschaftliche Konstruktionen und Perspektiven ihrer Veränderung. Weinheim/ München: Juventa, 39-118

Bönner, Karl (1973) (Hrsg.): Die Geschlechterrolle. München: Nymphenburger

Brenner, Gerd/ Grubauer, Franz (1991): Typisch Mädchen? Typisch Junge? Persönlichkeitsentwicklung und Wandel der Geschlechterrollen. Weinheim/ München: Juventa

Brian, Robert (1978): Freunde und Liebende - Zwischenmenschliche Beziehungen im Kulturvergleich. Frankfurt am Main: Goverts/Fischer

Brückner, Margrit (2001): Geschlechterverhältnis im Spannungsfeld von Liebe, Fürsorge und Gewalt. In: Brückner, Margrit/ Böhnisch, Lothar (Hrsg.) (2001): Geschlechterverhältnisse. Gesellschaftliche Konstruktionen und Perspektiven ihrer Veränderung. Weinheim/ München: Juventa, 119-178

Chodorow, Nancy (1985): Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. 3. Aufl., München: Frauenoffensive

Clyde, Hendrick (1989): Close Relationships. London: Sage

Clyde, Hendrick (1988): Roles and Gender in relationships. In: Duck, Steve (Ed.) (1988): Handbook of personal Relationships. Chichester, New York, Brisbane, Toronto, Singapore: John Wiley and Sons, 429-448

Derlega, Valerian/ Winstead, Barbara (Hrsg.) (1986): Friendship and social Interaction. New York: Springer Verlag, 1-7

Dracker, Stefanie/ Werner, Barbara (2004): Du bist wie ich, nur anders. Das einzig wahre Freundinnenbuch. Frankfurt am Main: Eichborn

Duck, Steve (1983): Friends for Life. The Psychology of close Relationships. Brighton: The Harvester Press

- Dunde, Siegfried Rudolf (1987): Geschlechterneid, Geschlechterfreundschaft. Distanz und wiedergewonnene Nähe. Frankfurt am Main: Fischer
- Eckes, Thomas (1997): Geschlechterstereotype. Frau und Mann in sozialpsychologischer Sicht. Pfaffenweiler: Centaurus Verlagsgesellschaft
- Eichenbaum, Luise/ Orbach, Susie (1991): Bitter und Süß. Frauenfreundschaft – Frauenfeindschaft. Düsseldorf: Econ
- Endruweit, Günter/ Trommsdorf, Gisela (1989) (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie. Bd. 1, Stuttgart: Enke Verlag
- Ernst, Ursula/ Annerl, Charlotte/ Ernst, Werner (1995): Rationalität, Gefühl und Liebe im Geschlechterverhältnis. Pfaffenweiler: Centaurus Verlag
- Fehr, Beverly (1996): Friendship Processes. London: Sage
- Feldmann- Neubert, Christine (1991): Frauenleitbild im Wandel. 1948 – 1988. Von der Familienorientierung zur Doppelrolle. Weinheim: Deutscher Studienverlag
- Giddens, Anthony (1990): The consequences of Modernity. Cambridge: Polity Press
- Giddens, Anthony (1999): Soziologie. 2. Aufl., Graz/ Wien: Nausner & Nausner
- Hillmann, Karl- Heinz (1972): Wörterbuch der Soziologie. 3. Aufl., Stuttgart: Alfred Kröner Verlag
- Hays, Robert (1988): Friendship. In: Duck, Steve (Ed.) (1988): Handbook of personal Relationships. Chichester, New York, Brisbane, Toronto, Singapore: John Wiley and Sons, 391-408
- Hinde, R. (1993): Auf dem Weg zu einer Wissenschaft zwischenmenschlicher Beziehungen. In: Auhagen, Ann Elisabeth/Salisch, Maria v. (Hrsg.) (1993): Zwischenmenschliche Beziehungen. Göttingen: Verlag Hogrefe, 7-37
- Holland-Cunz, Barbara (2003): Die alte neue Frauenfrage. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Hollstein, Walter (1993): Der Kampf der Geschlechter. München: Kösel

Huber, Michaela (1994): Dein ist mein halbes Herz. Was Freundinnen einander bedeuten. In: Schriftenreihe der Evangelische Akademie Baden (Hrsg.) (1994): Freundinnen. Über Frauenfreundschaften und Frauenbeziehungen. Bd. 99, 1. Aufl., Karlsruhe

Jamieson, Lynn (2003): Intimität im Wandel. Kritische Betrachtung der reinen Beziehung. In: Lenz, Karl (Hrsg.) (2003): Frauen und Männer – Zur Geschlechtstypik persönlicher Beziehungen. Weinheim/ München: Juventa, 279-299

Jokisch, Rodrigo (1982): Mann – Sein. Identitätskrise und Rollenfindung des Mannes in der heutigen Zeit. Reinbek: Rowolt

Jung, Mathias (Hrsg.): Männer lassen Federn. Unbelehrbar oder im Aufbruch. Reinbek: Rowohlt

Jurczik, Karin (2001): Individualisierung und Zusammenhalt. Neuformierungen von Geschlechterverhältnissen in Erwerbsarbeit und Familie. In: Brückner, Margrit/ Böhnisch, Lothar (Hrsg.) (2001): Geschlechterverhältnisse. Gesellschaftliche Konstruktionen und Perspektiven ihrer Veränderung. Weinheim/ München: Juventa, 11-37

Kasten, H. (1996): Weiblich – Männlich. Heidelberg: Springer

Kasten, H. (2003): Weiblich – Männlich. Geschlechterrollen durchschauen. München/Basel: Reinhardt

Korte, Hermann (1993): Einführung in die Geschichte der Soziologie. 2. Aufl., Opladen: Leske & Budrich

Kracauer, Siegfried (orig. 1917) (1971): Über die Freundschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Kürthy, Tamas (1978): Geschlechtsspezifische Sozialisation. Bd. 1, Paderborn: Schöningh

Lipsitz- Bem, Sandra (1993): The Lenses of Gender. Transforming the Debate on sexual Inequality. New Haven, London: Yale University

Luhmann, Niklas (1968): Vertrauen. Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. Stuttgart: Enke Verlag

Matthews, Sarah H. (1986): Friendships through the Lifecourse. London: Sage

Mayr- Kleffel, Verena (1991): Frauen und ihre sozialen Netzwerke. Auf der Suche nach einer verlorenen Ressource. Opladen: Leske & Budrich

Metz- Göckel, Sigrid/ Müller, Ursula (1986): Der Mann. Die Brigitte Studie. Weinheim, Basel: Beltz

Miller, Stuart (1986): Männerfreundschaft. München: Kösel

Möller, Helmut (1969): Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert. Berlin

Nötzoldt- Linden, Ursula (1994): Freundschaft. Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie. Opladen: Westdeutscher Verlag

O`Connor, Pat (1992): Friendships between Women. Worcester: Harvester Wheatsheaf

Otto, Louise (1848): Aufruf in der Leipziger Arbeiterzeitung Nr. 4 vom 20. Mai 1848. In: Menschik, Jutta (Hrsg.) (1977): Grundlagentexte zur Emanzipation der Frau. 2. Aufl., Köln: Pahl-Rugenstein, 25-28

Parsons, Talcott/ Bales, R. (Ed.) (1955): Family, socialization and interaction Process. Glencoe: Free Press

Parsons, Talcott (1964): Sozialstruktur und Persönlichkeit. New York: The free Press of Glencoe

Rawlins, William K. (1992): Friendship matters. New York: Aldine de Gruyter

Reid, Helen M./ Fine, Gary Alan (1992): Self- Disclosure in Men´s Friendship. Variations Associated with intimate Relations. In: Nardi, Peter M. (Ed.) (1992): Men`s Friendship. London: Sage, 132-152

Reis/ Shaver(1988): Intimacy as an interpersonal Process. In: Duck, Steve (Ed.) (1988): Handbook of personal Relationships. Chichester, New York, Brisbane, Toronto, Singapore: John Wiley and Sons, 367-390

Rendtorff, Barbara (2003): Kindheit, Jugend und Geschlecht. Einführung in die Psychologie der Geschlechter. Weinheim, Basel, Berlin: Beltz

Rentmeister, Cillie (1985): Frauenwelten – Männerwelten. Opladen: Leske & Budrich

Salisch, Maria v. (1991): Kinderfreundschaften. Göttingen: Hogrefe

Schinkel, Andreas (2003): Freundschaft. Von der gemeinsamen Selbstverwirklichung zum Beziehungsmanagement – Die Verwandlung einer sozialen Ordnung. Freiburg/München: Karl Alber Verlag

Schmalzhaf- Larsen, Christa (2004): Geschlechtersozialisation im Kontext. Eine Perspektive auf die mittlere Kindheit und die frühe Adoleszenz. Hamburg: Dr. Kovac´

Segal, Lynne (1989): Ist die Zukunft weiblich? Probleme des Feminismus heute. Frankfurt am Main: Fischer

Seidler, Victor J. (1992): Rejection, Vulnerability and Friendship. In: Nardi, Peter M. (Ed.) (1992): Men`s Friendship. London: Sage, 15-34

Simmel, Georg (1989): Aufätze 1887-1890. Über sociale Differenzierung. Die Probleme der Geschichtsphilosophie (1892). Bd. 2, Dahme, Heinz-Jürgen (Hrsg.) 1989). In: Rammstedt, Otthein (1992): Georg Simmel. Gesamtausgabe. Bd. 2, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Simmel, Georg (1992): Aufsätze und Abhandlungen. 1901 – 1908. Bd. 2, 2. Aufl. Cavalli, Alessandro/ Krech, Volkhard (Hrsg.) (1992): In: Rammstedt, Otthein (1992): Georg Simmel. Gesamtausgabe. Bd. 8, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Simmel, Georg (orig. 1908) (1983): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. 6. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot, 256-304

Sollmann, Ulrich (1993): Worte sind Maske. Szenen männlicher Identität. Reinbek: Rowohlt

Stiehler, Steve (2003): Männerfreundschaft – Mehr als eine Beziehung zweiter Klasse. In: Lenz, Karl (Hrsg.) (2003): Frauen und Männer. Zur Geschlechtstypik persönlicher Beziehungen. Weinheim, München: Juventa, 207-228

Swain, Scott O` (1992): Men`s Friendship with Women: Intimacy, sexual Boundaries and the informant Role. In: Nardi, Peter M. (Ed.) (1992): Men`s Friendship. London: Sage, 153-172

Tenbruck, Friedrich (1990): Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen. In: Ders. (1990): Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft. 2. Aufl., Opladen: Westdeutscher Verlag, 227- 247

Tönnies, Ferdinand (orig. 1887) (1926): Gemeinschaft und Gesellschaft. 6./7. Aufl., Berlin: Curtius Verlag

Valtin, Renate/ Fatke, Reinhard (1997): Freundschaft und Liebe. Persönliche Beziehungen im Ost/West und im Geschlechtervergleich. Donauwörth: Auerverlag

Weber, Max (orig. 1921) (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen

Wiese, von Leopold (orig. 1924, 1955): System der allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen (Beziehungslehre). Berlin

Wiese, von Leopold (1956): Das Soziale im Leben und Denken. Opladen

Wiggershaus, Renate (1979): Geschichte der Frauen und der Frauenbewegung. Wuppertal: Peter Hammer

Winstead, Barbara/ Derlega, Valerian/ Rose, Suzanna (1997): Gender and close Relationships. London: Sage

Wright, Paul H. (1982): Men´s Friendship, Women´s Friendship and the Alleged Inferioroty of the Latter. Sex Roles, Vol. 8 (1), 1-20

Zetkin, Clara (1858): Die bürgerliche Frauenbewegung. In: Menschik, Jutta (Hrsg.) (1977): Grundlagentexte zur Emanzipation der Frau. 2. Aufl., Köln: Pahl-Rugenstein, 44-51